



# Leseprobe

Cassandra Clare

## Lady Midnight

Die Dunklen Mächte 1

---

"Ein Pageturner voller dämonischer Spannung, funkelnder Magie und überbordender Phantasie. ... Unterhaltung, die dermaßen genial ist, dass man gar nicht mehr in die Realität zurückkehren möchte." [www.literaturmarkt.info](http://www.literaturmarkt.info)

Bestellen Sie mit einem Klick für 19,99 €



---

Seiten: 832

Erscheinungstermin: 17. Mai 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Niemals wird sie den Tag vergessen, an dem ihre Eltern starben. Die 17-jährige Emma Carstairs war noch ein Kind, als sie damals ermordet wurden, und es herrschte Krieg. Die Wesen der Unterwelt kämpften bis aufs Blut gegeneinander, und die Schattenjäger, die Erzfeinde der Dämonen, wurden fast völlig ausgelöscht. Aber Emma glaubt bis heute nicht, dass ihre Eltern Opfer dieses dunklen Krieges wurden, sondern dass sie aus einem anderen rätselhaften Grund sterben mussten. Inzwischen sind fünf Jahre vergangen, und Emma hat Zuflucht im Institut der Schattenjäger in Los Angeles gefunden. Eine mysteriöse Mordserie sorgt für große Unruhe in der Unterwelt. Immer wieder werden Leichen gefunden, übersät mit alten Schriftzeichen, ähnliche Zeichen wie sie auch auf den Körpern von Emmas Eltern entdeckt worden waren. Emma muss dieser Spur nachgehen, selbst wenn sie dafür ihren engsten Vertrauten und Seelenverwandten Julian Blackthorn in große Gefahr bringt ...



### Autor

## Cassandra Clare

---

Cassandra Clare ist eine internationale Bestsellerautorin. Ihre Bücher wurden weltweit über 50 Millionen Mal verkauft und in 35 Sprachen übersetzt. Die beiden Serien »Chroniken der Unterwelt« und »Chroniken der Schattenjäger« gehören zu ihren größten Erfolgen und stehen weltweit auf den Bestsellerlisten. Auch ihre neue

Cassandra Clare  
LADY MIDNIGHT



GOLDMANN

Cassandra Clare

LADY  
MIDNIGHT

Die Dunklen Mächte

BUCH EINS



ROMAN

Deutsch von Franca Fritz  
und Heinrich Koop

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2016  
unter dem Titel »Lady Midnight«  
by Margaret K. McElderry Books, an imprint of  
Simon & Schuster Children's Publishing Division, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns  
diese nicht zu eigenmachen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2016 by Cassandra Clare LLC

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Waltraud Horbas

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,  
unter Verwendung eines Entwurfs von Russell Gordon

Umschlagmotiv: © 2016 by Cliff Nielsen

Karte von Los Angeles: Drew Willis

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31422-5

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Holly*  
*Einer vom Volk der Elben*

## PROLOG



### *Los Angeles, 2012*

Schattenmarktnächte zählten zu Kits Lieblingsnächten.

Das waren die Nächte, in denen er das Haus verlassen und seinem Vater am Stand helfen durfte. Seit seinem siebten Lebensjahr arbeitete er nun schon auf diesem Markt, aber auch heute, acht Jahre später, spürte er noch immer die gleiche elektrisierende Mischung aus Aufregung und Verwunderung, wenn er durch die Kendall Alley im Herzen der Altstadt von Pasadena lief, eine blanke Ziegelwand ansteuerte ... und durch sie hindurchtrat in eine aufregende Welt voll glitzernder Farben und Lichter.

Nur wenige Straßen entfernt waren ein Apple Store, der Laptops und Gadgets verkaufte, eine Filiale der Cheesecake Factory, ein Biomarkt, ein American Apparel-Laden und dazu trendige Boutiquen. Doch auf dieser Seite öffnete sich die Gasse zu einem gewaltigen freien Platz, der auf beiden Seiten mit Schutzschilden versehen war, um neugierige oder zufällig vorbeisclendernde Irdische vom Schattenmarkt fernzuhalten.

Dieser Markt wurde nur in warmen Nächten aufgebaut – und man konnte sagen, dass er gleichermaßen existierte und nicht existierte. Wenn Kit sich zwischen den bunt dekorierten Ständen bewegte, dann wusste er genau, dass er über einen Platz spazierte, der sich beim ersten Strahl der Morgensonne in Luft auflösen würde.

Doch in der Zwischenzeit genoss er den Schattenmarkt. Schließlich war es normalerweise nicht einfach, mit der »Gabe« zu leben, wenn man der einzige Junge weit und breit war, der so etwas besaß. Aber sein Vater hatte es immer als Gabe oder

Geschenk bezeichnet, auch wenn Kit da anderer Meinung war. Hyacinth, die blauhaarige Wahrsagerin an ihrem Stand am Rand des Marktes, nannte seine Fähigkeit jedenfalls »das Zweite Gesicht«.

Diese Bezeichnung ergab für Kit deutlich mehr Sinn. Schließlich unterschied ihn von anderen Jugendlichen seines Alters nur die Tatsache, dass er Dinge *sehen* konnte, die sie nicht wahrnahmen. Meist waren das harmlose Dinge wie etwa kleine Elfen, die aus dem vertrockneten Gras zwischen den geborstenen Gehwegplatten aufstiegen, oder bleichgesichtige Vampire, die gegen Mitternacht an Tankstellen herumhingen, oder damals jener Mann, der neben ihm an einer Restauranttheke gestanden und ungeduldig mit den Fingern auf die Oberfläche getrommelt hatte. Als Kit genauer hinschaute, erkannte er, dass es sich nicht um Finger, sondern um Werwolfkrallen handelte. Diese und ähnliche Beobachtungen hatte er schon seit frühester Kindheit gemacht. Und sein Dad besaß diese Fähigkeit ebenfalls. Das Zweite Gesicht wurde innerhalb der Familie vererbt.

Das Schwierigste daran war die Notwendigkeit, dem Drang zu widerstehen und niemals impulsiv zu reagieren oder einzugreifen. Als Kit eines Nachmittags von der Schule nach Hause gegangen war, hatte er auf einem verlassenem Spielplatz ein Rudel Werwölfe gesehen, die einen erbitterten Kampf um die Leitung des Rudels austrugen und sich gegenseitig in Stücke rissen. Kit hatte auf dem Gehweg gestanden und so lange laut geschrien, bis die Polizei kam. Doch für sie gab es nichts zu sehen. Nach diesem Vorfall hatte sein Vater ihn zu Hause behalten, wo Kit sich das nötige Wissen aus alten Büchern selbst zusammensuchte. Aber meistens hockte er im Keller und vergnügte sich mit Videospiele. Er verließ das Haus nur noch selten, höchstens wenn der Schattenmarkt stattfand.

Auf dem Schattenmarkt musste er sich keine Gedanken machen, ob er auf irgendetwas ungewöhnlich reagierte. Dieser Markt war selbst für die Standbesitzer bunt und bizarr. Hier traf man auf Ifrit mit angeleinten Dschinn, die irgendwelche



Kunststücke vorführten, und wunderschöne Peri, die vor Ständen mit glitzernden, gefährlichen Pülverchen tanzten. Eine Banshee saß hinter einem Marktstand, dessen Werbetafel potenziellen Kunden versprach, ihnen den Zeitpunkt ihres Todes zu verraten. Allerdings konnte sich Kit nicht vorstellen, warum irgendjemand das wissen wollte. Ein Cluricaun bot an, verlorene Dinge ausfindig zu machen, und eine hübsche junge Hexe mit kurzen, leuchtend grünen Haaren verkaufte Amulette, geformt wie Armbänder und Anhänger und dazu gedacht, romantische Gefühle zu wecken. Als Kit zu ihr hinüberschaute, lächelte sie.

»Hey, Romeo.« Kits Vater stieß ihn mit dem Ellbogen in die Rippen. »Ich hab dich nicht zum Flirten mitgenommen. Hilf mir mal lieber, das Schild aufzuhängen.«

Mit dem Fuß beförderte er einen zerbeulten Metallhocker in Kits Richtung und reichte ihm ein Stück Holz, in das er den Namen des Marktstandes gebrannt hatte: JOHNNY ROOK'S.

Nicht gerade der kreativste Name, aber Kits Vater war nie für seine überbordende Fantasie bekannt gewesen. Was irgendwie seltsam war, überlegte Kit und kletterte auf den Hocker, zumindest für jemanden, der Hexenmeister, Werwölfe, Vampire, Feenwesen, Wichte, Ghule und einmal sogar eine Meerjungfrau zu seinen Kunden zählte. (Sie hatten sich streng geheim in einem SeaWorld-Freizeitpark getroffen.)

Andererseits war ein unauffälliges Schild vielleicht gar nicht so schlecht. Offiziell verkaufte Kits Vater Zaubertränke und magische Pulver und unter dem Ladentisch auch ein paar nicht ganz legale Waffen. Doch nichts davon lockte die eigentliche Kundschaft an. In Wahrheit war Johnny Rook ein Mann mit Wissen und Beziehungen. In der Schattenwelt von Los Angeles geschah nichts, von dem er nicht wusste. Und niemand war so mächtig, dass Johnny Rook nicht doch mindestens ein Geheimnis über ihn gekannt oder Mittel und Wege gewusst hätte, mit dem- oder derjenigen Kontakt aufzunehmen. Er war ein Mann mit Informationen, und wenn man bereit war, dafür zu zahlen, gab er sie auch preis.

Als Kit vom Hocker hüpfte, reichte sein Vater ihm zwei Fünfig-Dollar-Scheine. »Besorg irgendwo Wechselgeld«, forderte er Kit auf, ohne ihn anzusehen. Er hatte sein rotes Hauptbuch unter der Theke hervorgezogen und blätterte darin. Vermutlich versuchte er sich ein Bild davon zu machen, wer ihm noch Geld schuldete. »Ich hab's nicht kleiner.«

Kit nickte und zwängte sich aus dem Marktstand; er war froh, verschwinden zu können. Jede Besorgung, die ihm aufgetragen wurde, diente als willkommene Ausrede, um über den Markt zu laufen. Dabei kam er an einem Stand mit weißen Blüten vorbei, deren Blätter ein geheimnisvolles, süßliches, giftiges Aroma verströmten. Vor einem anderen Stand drückte eine Gruppe von Männern und Frauen in teuren Anzügen den Passanten Flugblätter in die Hand. Neben dem Stand ragte ein Schild auf: »HALB-SCHATTENWELTLER? DU BIST NICHT ALLEIN. DIE GEFOLGSLEUTE DES WÄCHTERS LADEN DICH EIN: MELDE DICH FÜR DIE LOTTERIE DER GUNST AN! LASS DAS GLÜCK IN DEIN LEBEN!«

Eine dunkelhaarige Frau mit roten Lippen versuchte, Kit ein Flugblatt aufzudrängen. Als Kit ablehnte, zwinkerte sie erst ihm zu und dann in Richtung seines Vaters. Kit rollte mit den Augen – inzwischen musste es eine Million kleiner Kulte geben, die sich alle der Anbetung irgendeines rangniedrigen Dämons oder Engels verschrieben hatten. Aber offenbar ohne jeden Erfolg. Kits Vater grinste die Dunkelhaarige an, bevor er sich wieder seiner Arbeit widmete.

Kit machte sich auf den Weg zu seinem Lieblingsstand und kaufte einen Becher mit rot gefärbtem, geschabtem Wassereis, das nach einer Mischung aus Passionsfrucht, Himbeeren und Sahne schmeckte. Er achtete sehr genau darauf, bei wem er etwas erstand – schließlich gab es auf dem Schattenmarkt Süßigkeiten und Getränke, die einem das ganze Leben ruinieren konnten –, aber im Grunde würde bei Johnny Rooks Sohn niemand ein solches Risiko eingehen. Johnny Rook wusste von jedem irgendein Geheimnis. Wer es sich mit ihm verscherzte, muss-

te damit rechnen, dass seine Geheimnisse nicht länger geheim blieben.

Langsam und in großem Bogen kehrte Kit zu der Hexe mit dem verzauberten Schmuck zurück. Sie hatte keinen richtigen Stand, sondern wie üblich einen leuchtend getönten Sarong auf dem Boden ausgebreitet – einen von diesen billigen, bunt gewebten Baumwollstoffen, die man in Venice Beach an jeder Straßenecke kaufen konnte. Als Kit näher kam, blickte sie auf.

»Hi, Wren«, sagte Kit. Er bezweifelte zwar, dass das ihr richtiger Name war, aber auf dem Schattenmarkt wurde sie von allen so genannt.

»Hey, mein Hübscher.« Ihre Armbänder und Fußkettchen klimperten und klirrten, als sie etwas zur Seite rückte, um ihm Platz zu machen. »Was führt dich zu meiner bescheidenen Bleibe?«

Kit ließ sich neben ihr auf dem Boden nieder. Seine Jeans war zerschissen und hatte Löcher an den Knien. Er wünschte, er könnte das Geld, das sein Vater ihm gegeben hatte, behalten und sich ein paar neue Klamotten besorgen. »Dad braucht Kleingeld. Ich hab hier zwei Fünfiger.«

»Pssst.« Wren wedelte hastig mit der Hand. »Hier gibt es Leute, die würden dir für zwei Fünfiger die Kehle aufschlitzen und dein Blut als Drachenfeuer verkaufen.«

»Nicht mit mir«, erwiderte Kit selbstbewusst. »Niemand hier würde mich auch nur anfassen.« Er lehnte sich zurück. »Es sei denn, ich würde das wollen.«

»Und ich dachte, mir wäre das Zauberelixier für schamloses Flirten ausgegangen.«

»Ich *bin* dein schamlos flirtendes Zauberelixier.« Kit schenkte zwei Passanten ein Lächeln: ein großer, gut aussehender, junger Mann mit einer weißen Strähne in den dunklen Haaren und eine junge Brünnette, deren Augen hinter einer Sonnenbrille versteckt lagen. Die beiden ignorierten ihn. Doch als Wren die zwei Marktbesucher bemerkte, die hinter ihnen gingen – ein stämmiger Mann und eine Frau mit braunem Haar, das ihr in einem langen Zopf den Rücken hinabhing –, setzte sie sich auf.

»Schutzamulette?«, pries Wren ihre Waren an. »Hundertprozentiger Erfolg garantiert. Ich habe auch welche aus Gold und Messing, nicht nur aus Silber.«

Die Frau erstand einen Ring mit einem eingefassten Mondstein und schlenderte mit ihrem Partner plaudernd weiter. »Woher hast du gewusst, dass das Werwölfe sind?«, fragte Kit.

»Am Ausdruck in den Augen der Frau«, erklärte Wren. »Werwölfe sind Impulskäufer. Und ihr Blick glitt achtlos über alles aus Silber.« Sie seufzte. »Seit dieser Mordserie mache ich ein Bombengeschäft mit Schutzzaubern.«

»Welche Mordserie?«

Wren verdrehte die Augen. »Irgend so eine völlig durchgeknallte magische Sache. Überall tauchen Leichen auf, die am ganzen Körper mit Dämonensprachen bedeckt sind. Verbrannt, ertränkt, mit abgetrennten Händen – alle möglichen Gerüchte machen die Runde. Wie kann es sein, dass du *nicht* davon gehört hast? Hast du gar kein Interesse an Klatsch?«

»Nein«, meinte Kit. »Nicht wirklich.« Er beobachtete das Werwolfpaar, das zum nördlichen Ende des Marktes schlenderte. Dort trafen sich die meisten Lykanthropen, um die Dinge zu kaufen, die sie im Alltag benötigten: Geschirr und Besteck aus Holz und Eisen, Wolfswurz sowie Funktionshosen mit Knopfleiste (hoffte Kit zumindest).

Obwohl der Markt eigentlich ein Ort sein sollte, an dem alle Schattenweltler gefahrlosen Umgang miteinander pflegen konnten, neigten die meisten dazu, sich nur mit anderen ihrer eigenen Gruppe zu treffen. So gab es einen Bereich, wo die Vampire zusammenkamen, um aromatisiertes Blut zu kaufen oder um sich aus der Menge von Domestiken, die ihren bisherigen Gebieter verloren hatten, einen neuen menschlichen Diener auszuwählen. Etwas abseits fand man die von Reben und Blüten umrankten Pavillons der Feenwesen, die hinter vorgehaltener Hand Zauberamulette verkauften und Kunden die Karten legten. Sie hielten sich vom Rest des Marktes deutlich fern, da es ihnen untersagt war, wie die anderen Schattenweltler Handel zu treiben.

Und ganz am Ende des Marktes hatten seltene und gefürchtete Hexenwesen ihre Stände aufgebaut. Jedes Hexenwesen trug ein Zeichen, das seine dämonische Herkunft verriet: Einige besaßen Schwänze, manche hatten Flügel oder gewirbelte Hörner. Kit hatte einmal eine Hexe gesehen, deren Haut wie die Schuppen eines Fisches blau geschimmert hatte.

Und dann waren da natürlich noch die Irdischen mit dem Zweiten Gesicht, wie Kit und sein Vater, die die Fähigkeit besaßen, die Schattenwelt zu sehen und jeden Zaubergranz zu durchschauen. Wren gehörte ebenfalls dieser Gruppe an: Sie hatte einen richtigen Hexenmeister für einen Grundkurs in Zauberspruchlehre bezahlt und sich danach selbst als Hexe ausgebildet. Allerdings verriet sie das kaum jemandem und verhielt sich möglichst unauffällig. Menschen durften offiziell keine Magie betreiben, aber es gab einen blühenden Schwarzhandel mit Kursen dieser Art. Damit ließ sich viel Geld verdienen, sofern man nicht geschnappt wurde von einem ...

»Schattenjäger«, sagte Wren.

»Woher hast du gewusst, dass ich gerade an sie gedacht habe?«

»Weil sie direkt dort drüben stehen. Zwei, um genau zu sein.«

Wren deutete mit dem Kinn nach rechts; Angst flackerte in ihren Augen.

Tatsächlich schien plötzlich der gesamte Markt in Alarmbereitschaft versetzt zu sein: Hier und dort schob der eine oder andere Standbesitzer unauffällig Phiolen, Giftpulver, Zaubertränke und Totenkopfamulette außer Sichtweite. Angeleinte Dschinn verkrochen sich hinter ihren Gebietern. Die hübschen Peri hatten ihren Tanz unterbrochen und beobachteten die Schattenjäger mit kalter, steinerner Miene.

Kit folgte ihrem Blick: Die beiden Schattenjäger, ein Junge und ein Mädchen, waren etwa siebzehn oder achtzehn Jahre alt. Der Junge hatte rote Haare und war groß und sportlich, doch von dem Mädchen konnte Kit nichts sehen außer einer Fülle blonder Haare, die ihr Gesicht verdeckten und ihr bis zur Taille reichten. Sie hatte ein goldenes Schwert auf den Rücken ge-

schnallt und schritt mit der Art von Selbstbewusstsein über den Markt, die man nicht vortäuschen konnte.

Beide trugen eine Kampfmontur – jene Schutzkleidung aus schwarzem, robustem Material, die sie als Nephilim kenntlich machte: zur Hälfte Mensch und zur Hälfte Engel. Die unangefochtenen Herrscher über jedes übernatürliche Wesen auf Erden. Sie unterhielten in fast jeder Großstadt der Welt sogenannte Institute, im Grunde schwer befestigte Polizeiwachen: von Rio über Bagdad und Lahore bis Los Angeles. Die meisten von ihnen wurden als Schattenjäger geboren, aber sie hatten auch die Macht, normale Menschen nach Lust und Laune in Schattenjäger zu verwandeln. Seit den hohen Verlusten an Nephilim im Dunklen Krieg waren sie beinahe schon verzweifelt darum bemüht, ihre Reihen wieder aufzufüllen. Es ging das Gerücht, dass sie jeden unter neunzehn, der auch nur das geringste Anzeichen für eine Eignung als Schattenjäger zeigte, eiskalt kidnappen würden.

Mit anderen Worten: jeden, der das Zweite Gesicht besaß.

»Sie wollen zum Stand deines Vaters«, flüsterte Wren. Sie hatte recht: Kit spürte, wie sich sein ganzer Körper anspannte, als er sah, dass die Nephilim zwischen den Marktständen hindurchgingen und zielsicher auf das Schild mit der Aufschrift JOHNNY ROOK'S zusteuerten.

»Steh auf.« Wren war aufgesprungen und scheuchte Kit hoch. Hastig faltete sie ihre Waren in das Tuch, auf dem sie gesessen hatten. Ihre Hände zitterten. Kit bemerkte eine merkwürdige Zeichnung auf ihrem Handrücken, ein Symbol, das an Wellenlinien unter einer Flamme erinnerte. Vielleicht hatte sie es sich aus Langeweile selbst auf die Haut gekritzelt. »Ich muss weg.«

»Wegen der Schattenjäger?«, fragte er überrascht und trat einen Schritt zurück, damit sie ihre Sachen zusammenpacken konnte.

»Psst«, zischte Wren und hastete so schnell davon, dass ihre leuchtend bunten Haare wippten.

»Seltsam«, murmelte Kit und kehrte zum Stand seines Vaters

zurück. Mit gesenktem Kopf, die Hände in den Taschen, näherte er sich von der Seite. Er war sich ziemlich sicher, dass sein Vater ihn anbrüllen würde, wenn er sich vor den Schattenjägern blicken ließ – vor allem, wenn man an das Gerücht dachte, dass sie jeden unter neunzehn mit dem Zweiten Gesicht zwangsrekrutierten. Aber er konnte der Versuchung, das Gespräch zu be-lauschen, einfach nicht widerstehen.

Das blonde Mädchen beugte sich gerade vor und stützte die Handflächen auf die hölzerne Standtheke. »Schön, dich zu sehen, Rook«, sagte sie mit einem einnehmenden Lächeln.

Sie war hübsch, dachte Kit. Älter als er. Und der Junge, der sie begleitete, überragte ihn deutlich. Außerdem war sie eine Nephilim. Also war sie für ihn unerreichbar, aber trotzdem sehr hübsch. Eine lange, verblasste Narbe erstreckte sich von ihrem Ellbogen bis zum Handgelenk. Schwarze Tätowierungen mit eigenartigen Symbolen wanden sich über ihre nackten Arme und versahen ihre Haut mit einem Muster. Auch am V-Aus-schnitt ihres T-Shirts war andeutungsweise eine dieser Tätowierungen zu sehen. Kit wusste, dass es sich in Wahrheit um Runenmale handelte – Zaubermarkierungen, die den Schatten-jägern ihre Macht verliehen. Nur Schattenjäger konnten sie tra-gen: Wenn man einen normalen Menschen oder einen Schatten-weltler damit versah, verlor derjenige unweigerlich den Verstand.

»Und wen haben wir denn hier?«, fragte Johnny Rook und deutete mit dem Kinn auf den jungen Schattenjäger. »Deinen berühmten *Parabatai*?«

Mit neu erwachtem Interesse musterte Kit die Schattenjäger. Jeder, der schon einmal von den Nephilim gehört hatte, wusste, was *Parabatai* waren: zwei Schattenjäger, die einander ewige platonische Treue schworen, vor allem im Kampf. Die füreinander lebten und auch starben. Jace Herondale und Clary Fair-child, die berühmtesten Schattenjäger der Welt, hatten jeweils einen *Parabatai*. Selbst Kit wusste das.

»Nein«, erwiderte das Mädchen gedehnt und nahm ein Glas mit grünlicher Flüssigkeit von einem Stapel in der Nähe der

Kasse. Der Inhalt war eigentlich als Liebestrank deklariert, aber Kit wusste, dass einige der Gläser nur Wasser enthielten, das mit Lebensmittelfarbe getönt war. »Das hier ist kein Ort, den Julian aufsuchen würde.« Ihr Blick schweifte kurz über den Markt.

»Ich bin Cameron Ashdown.« Der junge Schattenjäger streckte die Hand aus, die Johnny leicht verwirrt ergriff. Kit nahm die Gelegenheit wahr, sich hinter die Ladentheke zu schieben. »Ich bin Emmas *fester Freund*.«

Das blonde Mädchen – Emma – zuckte kaum merklich zusammen. Cameron Ashdown mochte zwar im Moment mit ihr zusammen sein, überlegte Kit, aber er würde nicht darauf wetten, dass das lange so blieb.

»Ah ja«, sagte Johnny und nahm Emma das Glas aus der Hand. »Dann bist du vermutlich hergekommen, um das abzuholen, was du hiergelassen hast.« Er fischte eine Art roten Stofffetzen aus seiner Tasche. Kit starrte darauf. Was konnte an einem Stück Baumwollstoff denn so interessant sein?

Emma richtete sich auf. Sie wirkte jetzt sehr interessiert. »Hast du irgendetwas herausgefunden?«

»Wenn du es in eine Waschmaschine voll Weißwäsche gibst, färbt es deine Socken definitiv rosa.«

Stirnrunzelnd nahm Emma den Stofffetzen an sich. »Ich meine es ernst. Du hast keine Ahnung, wie viele Leute ich bestechen musste, um daranzukommen. Das Tuch lag im Spirallabyrinth. Es ist ein Stück von dem Hemd, das meine Mutter getragen hat, als sie umgebracht wurde.«

Johnny hielt eine Hand hoch. »Ich weiß. Ich wollte nur ...«

»Du kannst dir deinen Sarkasmus sparen. Sarkasmus und geistreiche Bemerkungen sind *meine* Aufgabe. Deine Aufgabe besteht darin, dich so lange schütteln zu lassen, bis du irgendwelche Informationen ausspuckst.«

»Oder dich bezahlen zu lassen«, fügte Cameron Ashdown hastig hinzu. »Geld für Informationen ist auch in Ordnung.«

»Hör zu, ich kann dir nicht helfen«, erwiderte Kits Vater. »Das Tuch hat nichts Magisches an sich. Es ist einfach nur ein



Stück Baumwollstoff. Zerfetzt und mit Meerwasser getränkt, aber ... Baumwolle.«

Ein Ausdruck unverkennbarer Enttäuschung huschte über das Gesicht des Mädchens. Sie unternahm keinen Versuch, ihre Gefühle zu verbergen, während sie das Tuch in ihre Tasche steckte. Kit hatte unwillkürlich Mitleid mit ihr, was ihn überraschte. Er hätte nie gedacht, dass er für ein Mitglied der Schattenjäger einmal Sympathie empfinden würde.

Emma schaute zu ihm hinüber, fast als hätte er sie angesprochen. »Soso«, sagte sie, mit einem plötzlichen Glitzern in den Augen, »du hast also das Zweite Gesicht, genau wie dein Dad? Wie alt bist du denn?«

Kit erstarrte. Hastig schob sein Vater sich vor ihn und entzog ihm Emmas Sicht. »Ich dachte, du würdest mich nach den Morden fragen, die hier gerade am laufenden Band passieren. Nicht ganz auf dem neuesten Stand, Carstairs?«

Anscheinend hatte Wren recht, dachte Kit – wirklich *alle* schienen von diesen Morden zu wissen. Er konnte am warnenden Unterton in der Stimme seines Vaters hören, dass er sich verdünnisieren sollte, aber er war hinter der Theke gefangen und konnte nicht weg.

»Ich habe ein paar Gerüchte über tote Irdische gehört«, erwiderte Emma. Die meisten Schattenjäger sprachen diesen Begriff für normale Menschen mit deutlicher Verachtung aus. Emma klang dagegen nur müde. »Wir führen keine Ermittlungen durch, wenn die Irdischen sich gegenseitig umbringen. Das ist Aufgabe der irdischen Polizeibehörden.«

»Unter den Toten befanden sich auch Feenwesen«, sagte Johnny. »Einige der Leichname waren Elben.«

»Diese Morde *dürfen* wir nicht untersuchen«, wandte Cameron ein. »Das weißt du genau. Der Kalte Frieden untersagt das.«

Kit nahm ein leises Raunen von den umliegenden Ständen wahr – anscheinend war er nicht der Einzige, der hier mithörte.

Der Kalte Frieden war ein Nephilimgesetz, das die Schattenjäger fast fünf Jahre zuvor erlassen hatten. Kit konnte sich

kaum an eine Zeit davor erinnern. Die Nephilim bezeichneten es zwar als Gesetz, aber in Wahrheit handelte es sich um eine Strafmaßnahme.

Als Kit zehn Jahre alt gewesen war, hatte ein Krieg die Welt der Schattenjäger und Schattenweltler in den Grundfesten erschüttert. Ein Schattenjäger namens Sebastian Morgenstern hatte sich gegen sein eigenes Volk gewandt: Er war von Institut zu Institut gezogen, hatte die Bewohner in seine Gewalt gebracht und sie so verwandelt, dass ihr Körper und ihr Geist nur noch ihm gehorchten. Und dann hatte er sie gezwungen, als eine schreckenerregende Armee von Sklaven ohne eigenen Willen in einen Krieg zu ziehen. Die meisten Schattenjäger des Instituts in Los Angeles waren damals verschleppt oder getötet worden.

Manchmal wurde Kit von Albträumen aus dieser Zeit geplagt; dann sah er Ströme von Blut in Korridoren, die er nie betreten hatte, und Eingangshallen, deren Wände mit Nephilimrunen überzogen waren.

Sebastian Morgenstern hatte Unterstützung gehabt: Die Feenwesen hatten ihm bei seinem Versuch geholfen, die Nephilim auszurotten. Kit hatte in der Schule Geschichten über die Feenwesen gehört: niedliche kleine Wesen, die in Bäumen lebten und Blütenhüte trugen. Doch die Wirklichkeit war weit von dieser Vorstellung entfernt. Die Bandbreite der Feenwesen reichte von Meerjungfrauen, Kobolden und Wassergeistern mit scharfen, haifischartigen Zähnen bis hin zu ranghohen Elbenrittern an den Feenhöfen. Diese adligen Elben waren groß gewachsen, wunderschön und Furcht einflößend und unterteilten sich in zwei Höfe: den Hof des Lichten Volkes (ein gefährlicher Ort, von einer Königin regiert, die seit Jahren niemand mehr zu Gesicht bekommen hatte) und den Hof des Dunklen Volkes (ein finsterner Ort voller Heimtücke und Schwarzer Magic, dessen König einem Monster aus uralten Sagen glich).

Da die Feenwesen zu den Schattenweltlern zählten und den Schattenjägern Treue und Loyalität geschworen hatten, stellte ihr Verrat ein unverzeihliches Verbrechen dar. Und die Nephilim

hatten sie dafür brutal bestraft, mit einem Rundumschlag, der als der Kalte Frieden in die Geschichte eingegangen war: Die Feenwesen wurden gezwungen, gewaltige Reparationsleistungen zu zahlen, die im Krieg zerstörten Schattenjägerbauwerke wieder aufzubauen und ihre Armeen aufzugeben. Außerdem wurde anderen Schattenweltlern streng untersagt, ihnen irgendeine Form von Hilfe zukommen zu lassen. Jeder, der einem Feenwesen half, musste mit schweren Strafen rechnen.

Es hieß, die Feenwesen seien ein stolzes, uraltes, magisches Volk. Aber Kit hatte sie immer nur als gebrochene Wesen erlebt. Die meisten Schattenweltler – und andere Bewohner des schattenschwarzen Raums zwischen der Welt der Irdischen und der der Schattenjäger – hegten im Grunde keine Abneigung gegen die Feenwesen, doch es war auch niemand bereit, sich den Nephilim zu widersetzen. Vampire, Werwölfe und Hexenwesen hielten sich von den Feenwesen fern; nur an Orten wie dem Schattenmarkt, wo Geld noch immer wichtiger war als Groll oder Gesetze, kam es weiterhin zu gegenseitigen Begegnungen.

»Ach tatsächlich?«, fragte Johnny. »Was wäre, wenn ich dir verraten würde, dass die gefundenen Leichen mit seltsamen Schriftzeichen bedeckt waren?«

Ruckartig hob Emma den Kopf. Ihre dunkelbraunen, fast schwarzen Augen hoben sich deutlich von ihrer hellen Haut ab. »Was hast du gerade gesagt?«

»Du hast mich genau verstanden.«

»Was für eine Sorte von Schriftzeichen? Die gleiche Sprache, die man auch auf den Körpern meiner Eltern gefunden hat?«

»Keine Ahnung«, sagte Johnny. »Das ist nur das, was ich gehört habe. Aber trotzdem irgendwie verdächtig, oder?«

»Emma«, warnte Cameron. »Das wird dem Rat gar nicht gefallen.«

Der Rat war die Regierung der Schattenjäger, und nach allem, was Kit gehört hatte, gab es nicht viel, was den Ratsmitgliedern gefiel.

»Das ist mir egal«, sagte Emma. Offensichtlich hatte sie Kits

Anwesenheit völlig vergessen; stattdessen starrte sie seinen Vater mit glühenden Augen an. »Erzähl mir alles, was du weißt. Ich zahl dir zweihundert.«

»Okay, aber ich weiß nicht viel«, räumte Johnny ein. »Das Ganze läuft so ab, dass jemand verschleppt wird und ein paar Nächte später tot wieder auftaucht.«

»Und wann war das letzte Mal, dass jemand ›verschleppt wurde?«, fragte Cameron.

»Vor zwei Nächten«, berichtete Johnny, der offensichtlich das Gefühl hatte, sein Schmiergeld ehrlich zu verdienen. »Der Leichnam wird vermutlich morgen Nacht auftauchen. Ihr braucht nichts weiter zu tun, als vor Ort zu warten und euch denjenigen zu schnappen, der die Leiche loswerden will.«

Emma verschränkte die Arme vor der Brust. »Und wie genau sollen wir das anstellen?«

Johnny schnaubte. »Es geht das Gerücht, dass die nächste Leiche in West Hollywood auftauchen wird. Bei der ›Sepulchre Bar‹.«

Aufgeregt klatschte Emma in die Hände. Ihr Freund wiederholte ihren Namen, in mahnendem Ton, aber Kit hätte ihm sagen können, dass er nur seine Zeit verschwendete. Nie zuvor hatte er ein junges Mädchen gesehen, das wegen irgendeiner Sache dermaßen in Begeisterung geraten war – weder beim Anblick berühmter Schauspieler noch in Gegenwart einer Boyband oder vor einem Stand mit Schmuck. Das Mädchen schien bei dem Gedanken an einen Leichnam förmlich zu vibrieren.

»Und warum lauerst *du* demjenigen nicht auf, wenn dich diese Morde nicht loslassen?«, fragte Cameron Johnny in herausforderndem Ton. Er hatte interessante grüne Augen, dachte Kit. Das Mädchen und er waren ein fast schon lachhaft attraktives Paar. Kit fragte sich, wie wohl der sagenumwobene Julian aussehen mochte. Wenn er einen Eid abgelegt hatte, der ihn für immer als platonischen Busenfreund an dieses Mädchen band, sah er wahrscheinlich so aus wie das Hinterteil einer Kuh.

»Weil ich keine Lust darauf habe«, erklärte Johnny. »Das Gan-

ze scheint mir eine ziemlich gefährliche Angelegenheit zu sein. Aber ihr Typen liebt ja die Gefahr. Nicht wahr, Emma?»

Emma grinste, und Kit wurde klar, dass sein Vater Emma ziemlich gut kennen musste. Offensichtlich war sie schon früher bei ihm gewesen und hatte Fragen gestellt oder um Hilfe gebeten. Seltsam, dass er sie noch nie zuvor gesehen hatte, aber er war auch nicht bei jedem Markt dabei. Als sie nun in ihre Tasche griff, ein Bündel Geldscheine hervorholte und seinem Vater den vereinbarten Betrag reichte, fragte Kit sich, ob sie vielleicht schon mal in seinem Elternhaus gewesen war. Jedes Mal, wenn Johnny Rook Kunden bei sich zu Hause empfing, sorgte er dafür, dass Kit vorher im Keller verschwand und dort mucksmäuschenstill wartete.

»Die Sorte von Leuten, mit denen ich Geschäfte treibe, sind nicht die Sorte von Leuten, die du kennenlernen solltest«, war alles, was er dazu sagte.

Bei einer Gelegenheit war Kit versehentlich zu früh die Treppe hinaufgestiegen, als sein Vater noch mitten in einer Besprechung mit einer Gruppe von Monstern in Kapuzenroben war. Zumindest hatte Kit sie auf den ersten Blick für Monster gehalten: kahle weiße Schädel, dunkle Höhlen statt Augen und Lippen mit dunklen Linien, die an OP-Nähte erinnerten. Sein Vater hatte ihm später erklärt, dass es sich um die Gregori, die Brüder der Stille, handelte: Schattenjäger, die auf magische Weise gefoltert und verstümmelt worden waren, bis sie sich in übermenschliche Wesen verwandelten, die auf telepathische Weise kommunizierten und anderer Leute Gedanken lesen konnten. Nach dieser Begegnung hatte Kit sorgfältig darauf geachtet, nie mehr aus dem Keller zu kommen, solange sein Vater noch in einer »Besprechung« war.

Kit wusste, dass sein Dad ein Krimineller war. Er verkaufte Geheimnisse, allerdings keine Lügen: Johnny war stolz darauf, nur erstklassige Informationen weiterzugeben. Und Kit wusste auch, dass sein Leben wahrscheinlich einen ähnlichen Verlauf nehmen würde. Es fiel nicht leicht, ein normales Leben zu füh-

ren, wenn man ständig vorgeben musste, die Dinge, die direkt vor der eigenen Nase passierten, nicht zu sehen.

»Na, jedenfalls danke für die Informationen«, sagte Emma und drehte sich vom Stand weg. Das goldene Heft ihres Schwerts glänzte im Sonnenschein. Kit fragte sich, wie es sich wohl anfühlte, ein Nephilim zu sein. Und unter Leuten zu leben, die die gleichen Dinge sahen wie er selbst. Und Waffen zu tragen. Und sich niemals vor dem zu fürchten, was in den Schatten lauerte. »Bis demnächst, Johnny.«

Emma zwinkerte ... in Kits Richtung. Hastig wirbelte Johnny herum, um seinem Sohn einen Blick zuzuwerfen, während das Mädchen mit ihrem Freund in der Menge verschwand.

»Hast du irgendetwas zu ihr gesagt?«, herrschte Johnny ihn an. »Warum hat sie dich derart aufs Korn genommen?«

Abwehrend hielt Kit die Hände hoch. »Ich hab kein Wort gesagt«, protestierte er. »Ich glaube, ihr ist aufgefallen, dass ich zugehört habe.«

Johnny seufzte. »Dann versuch in Zukunft, weniger aufzufallen.«

Langsam trat Kit an die Standtheke. Jetzt, da die Schattenjäger verschwunden waren, erwachte der Markt wieder zum Leben. Er konnte Musik hören und Stimmengewirr, das wieder auf normale Lautstärke anschwoll. »Wie gut kennst du dieses Schattenjägermädchen?«

»Emma Carstairs? Sie kommt schon seit Jahren zu mir. Anscheinend interessiert es sie nicht, dass sie damit gegen das Gesetz der Schattenjäger verstößt. Ich mag sie, zumindest so sehr, wie man einen Nephilim eben mögen kann.«

»Sie wollte, dass du für sie herausfindest, wer ihre Eltern getötet hat.«

Johnny riss eine Schublade auf. »Ich weiß nicht, wer ihre Eltern getötet hat, Kit. Vermutlich Feenwesen. Das Ganze ist während des Dunklen Kriegs passiert.« Er zog eine selbstgerechte Miene. »Also habe ich versucht, ihr zu helfen. Na und? Schattenjänergeld stinkt nicht.«

»Und außerdem sollen die Schattenjäger ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes richten als auf dich«, meinte Kit. Das war zwar nur eine Vermutung, aber wahrscheinlich lag er damit gar nicht so falsch. »Hast du irgendwas laufen?«

Johnny knallte die Schublade zu. »Vielleicht.«

»Für jemanden, der Geheimnisse verkauft, hast du selbst verdammt viele«, bemerkte Kit und stopfte die Hände in die Taschen.

Sein Vater legte einen Arm um seine Schultern, eine seltene Geste der Zuneigung. »Mein größtes Geheimnis«, sagte er, »bist du.«



*Ein Grab,  
so finster und kalt*

»Es funktioniert einfach nicht«, sagte Emma. »Diese Beziehung, meine ich.«

Vom anderen Ende der Leitung kamen verzweifelt protestierende Laute. Emma konnte kaum etwas verstehen – der Empfang auf dem Dach der Sepulchre Bar war nicht besonders gut. Vorsichtig tastete sie sich zur Dachkante vor und spähte in den zentralen Innenhof hinab. Bunte Lichterketten schmückten die Jacarandabäume, aber moderne Tische und Stühle verliehen der Terrasse ein elegantes, ultracooles Ambiente. Auf der schummrig beleuchteten Fläche drängten sich passend elegante, ultracoolle Männer und Frauen; die Weingläser in ihren Händen schimmerten wie rote, weiße und rosa Glaskugeln. Offenbar fand gerade eine private Geburtstagsfeier statt: Ein paillettenbesetztes Spruchband mit Glückwünschen hing zwischen zwei Bäumen, und mehrere Kellner bahnten sich mit Tablett voller Snacks einen Weg durch die Schar der Gäste.

Diese mondäne Szenerie hatte irgendetwas an sich, das in Emma den Wunsch weckte, das Ganze durch ein paar losgetretene Dachziegel oder einen Frontflip mitten in die Menge zu beenden. Allerdings wusste sie, dass der Rat für ein derartiges Verhalten eine ziemlich lange Gefängnisstrafe verhängen würde. Irdische durften Schattenjäger auf keinen Fall zu Gesicht bekommen. Doch selbst wenn Emma tatsächlich in den Innenhof hinabspringen würde, wäre keiner der Partygäste in der Lage, sie zu sehen. Denn sie war mit Zauberglanzrunen bedeckt, die Cristina aufgetragen hatte und die ihre Trägerin



für jeden unsichtbar machten, der nicht das Zweite Gesicht besaß.

Emma seufzte und drückte das Handy wieder ans Ohr. »Okay, *unsere* Beziehung«, sagte sie. »*Unsere* Beziehung funktioniert nicht.«

»*Emma*«, zischte Cristina hinter ihr. Emma drehte sich um, die Füße gegen die Dachkante gestemmt. Cristina saß auf der Dachschräge und polierte ein Wurfmesser mit einem hellblauen Tuch, das farblich zu den Bändern passte, mit denen sie ihre dunklen Haare zu einem ordentlichen, gepflegten Knoten hochgesteckt hatte. Alles an Cristina war ordentlich und gepflegt – sie hatte eine Begabung dafür, in ihrer schwarzen Kampfmontur so attraktiv und geschäftsmäßig auszusehen wie die meisten Frauen in einem Businessanzug. An ihrer Kehlgube schimmerte ein goldenes Glücksmedaillon, und der Familienring mit dem gewundenen Muster aus Rosenranken – das Symbol der Familie Rosales – glänzte an ihrer Hand, als sie das Messer zusammen mit dem hellblauen Tuch neben sich ablegte. »Emma, vergiss nicht: Benutze mehr Ich-Aussagen.«

Cameron schwafelte noch immer am anderen Ende der Leitung – er war der Meinung, dass sie sich unbedingt treffen und miteinander reden sollten. Aber Emma wusste, dass das sinnlos war. Plötzlich verengten sich ihre Augen zu Schlitzeln: Bewegte sich da unten tatsächlich ein Schatten unbemerkt durch die Menge, oder bildete sie sich das nur ein? Vielleicht war das ja bloß Wunschdenken. Normalerweise war Johnny Rook recht zuverlässig mit seinen Informationen, und er schien sich bei der Sepulchre Bar *sehr* sicher gewesen zu sein. Emma hasste es, sich in ihre Schattenjägermontur zu werfen und voller Erwartung bis an die Zähne zu bewaffnen, nur um dann feststellen zu müssen, dass es nicht zum Kampf kam und sie ihre überschüssige Energie nicht abbauen konnte.

»Es liegt an *mir*, nicht an *dir*«, sagte sie ins Telefon. Cristina nickte ihr aufmunternd zu und hob beide Daumen. »*Mir* wird schlecht, wenn ich mit *dir* in einem Raum bin.« Emma lächelte

strahlend, als Cristina den Kopf in die Hände sinken ließ. »Vielleicht können wir wieder nur Freunde sein?«

Ein Klicken verriet, dass Cameron aufgelegt hatte. Emma schob das Smartphone in ihren Gürtel und sondierte erneut die Menge. Nichts. Verärgert kletterte sie die Dachschräge hinauf und ließ sich neben Cristina nieder. »Okay, das hätte vielleicht etwas besser ablaufen können«, meinte sie.

»Ach wirklich?« Cristina nahm die Hände vom Gesicht. »Was ist passiert?«

»Keine Ahnung.« Emma seufzte und zog ihre Stele hervor, jenes empfindliche Schreibgerät aus *Adamant*, das alle Schattenjäger zum Auftragen von Runenmalen verwendeten. Das zauberstabartige Objekt mit dem Griff aus Dämonenbein war ein Geschenk von Jace Herondale, Emmas erstem Jugendschwarm. Die meisten Nephilim gingen mit ihren Stelen um wie Irdische mit billigen Kugelschreibern, doch diese Stele war für Emma etwas ganz Besonderes, und sie hütete sie genauso sorgfältig wie ihr Schwert. »Das passiert jedes Mal. Anfangs war alles in Ordnung, aber dann bin ich eines Morgens aufgewacht, und mir hat sich schon beim Klang seiner Stimme der Magen umgedreht.« Sie warf Cristina einen schuldbewussten Blick zu. »Ich hab's versucht, ehrlich«, fügte sie hinzu. »Ich hab wochenlang gewartet! Weil ich gehofft hatte, dass es vielleicht besser würde. Aber das war nicht der Fall.«

Cristina tätschelte Emmas Arm. »Ich weiß, *cuata*«, sagte sie. »Du bist einfach nicht gut, wenn es um ...«

»Takt geht?«, mutmaßte Emma. Cristina sprach fast akzentfrei Englisch, und Emma vergaß oft, dass das nicht die Sprache war, mit der ihre Freundin aufgewachsen war. Andererseits beherrschte Cristina neben ihrer Muttersprache Spanisch noch sieben andere Sprachen. Emma konnte dagegen nur Englisch, ein paar Brocken Spanisch, Griechisch und Latein. Dafür konnte sie drei Dämonensprachen lesen und in fünf Sprachen hervorragend fluchen.

»Ich hatte eigentlich ›Beziehungen‹ sagen wollen«, erklär-

te Cristina. Ihre dunkelbraunen Augen funkelten. »Ich bin erst zwei Monate hier, habe aber miterlebt, dass du drei Dates mit Cameron vergessen, seinen Geburtstag verschwitzt und ihn jetzt am Telefon abserviert hast, nur weil dieser nächtliche Patrouillengang bisher ereignislos verlaufen ist.«

»Er wollte ständig irgendwelche Videogames spielen«, erwiderte Emma. »Und ich hasse diese Spiele.«

»Niemand ist perfekt, Emma.«

Emma seufzte. »Aber manche Leute sind perfekt füreinander, wie füreinander geschaffen. Meinst du nicht auch, dass das einfach stimmen muss?«

Ein seltsamer Ausdruck huschte über Cristinas Gesicht, doch er war so schnell wieder verschwunden, dass Emma davon überzeugt war, dass sie sich das nur eingebildet hatte. Manchmal musste Emma sich daran erinnern, dass sie sich Cristina zwar verbunden fühlen mochte, sie aber nicht wirklich kannte – jedenfalls nicht so, wie sie Jules kannte, so wie man jemanden kannte, mit dem man von Kindesbeinen an jeden Moment seines Lebens geteilt hatte. Cristina redete nicht über das, was in Mexiko passiert war – was auch immer sie dazu veranlasst hatte, Freunden und Verwandten den Rücken zu kehren und nach Los Angeles zu fliehen.

»Na ja, wenigstens warst du so schlau, mich als moralische Unterstützung mitzubringen, damit ich dir in dieser schwierigen Phase helfen kann«, sagte Cristina nun.

Emma pikste Cristina spielerisch mit ihrer Stele. »Ich hatte nicht *geplant*, Cameron in die Wüste zu schicken. Wir waren hier, er hat angerufen, und sein Gesicht ist auf meinem Handy aufgetaucht. Okay, genau genommen war es ein Lama, weil ich kein Foto von ihm hatte. Also habe ich stattdessen ein Bild von einem Lama genommen ... und das Lama hat mich so wütend gemacht, dass ich mich einfach nicht mehr beherrschen konnte.«

»Ein ungünstiger Zeitpunkt für Lamas, oder?«

»Wann ist jemals ein günstiger Zeitpunkt für die?« Emma wirbelte die Stele herum und trug die ersten Linien einer Rune

für Trittsicherheit auf ihren Arm auf. Sie brüstete sich zwar damit, auch ohne Runenmale über einen hervorragenden Gleichgewichtssinn zu verfügen, aber hier oben auf dem Dach war es wohl besser, auf Nummer sicher zu gehen.

Mit einem wehmütigen Stich im Herzen dachte sie an Julian, der weit weg in England war. Er wäre bestimmt froh gewesen, dass sie sich so vorsichtig verhielt. Wahrscheinlich hätte er irgendeine lustige, liebevolle und bescheidene Bemerkung über seine eigenen Schwächen gemacht. Emma vermisste ihn schrecklich, aber vermutlich war das typisch für *Parabatai* – zwei Krieger, deren Seelen nicht nur durch Magie, sondern auch durch innige Freundschaft für immer miteinander verbunden waren.

Im Grunde fehlten ihr alle Mitglieder der Familie Blackthorn. Sie war zusammen mit Julian und seinen Geschwistern aufgewachsen und hatte seit ihrem zwölften Lebensjahr bei ihnen gelebt – seit sie ihre Eltern verloren hatte und Julian, dessen Mutter bereits gestorben war, auch seinen Vater verlor. Von einem Dasein als Einzelkind war sie mitten in eine große, laute, lärmende, liebevolle Familie hineinkatapultiert worden. Das war zwar nicht immer leicht gewesen, aber Emma hatte jedes einzelne der Kinder fest ins Herz geschlossen, von der schüchternen Drusilla bis hin zu Tiberius, der Detektivgeschichten liebte. Die Geschwister waren zu Beginn der Sommerferien nach England gereist, um ihre Großtante Marjorie in Sussex zu besuchen. Die alte Dame war inzwischen fast hundert Jahre alt, hatte Julian Emma erklärt, und konnte jeden Moment sterben. Sie mussten sie einfach besuchen; es war sozusagen ihre moralische Verpflichtung.

Die Abreise der Blackthorns, die ganze zwei Monate in England verbringen wollten, hatte Emma einen schweren Schlag versetzt. Im bis dahin geschäftigen, lärmigen Institut herrschte auf einmal Totenstille. Aber das Schlimmste war die Tatsache, dass Emma Julians Abwesenheit körperlich spüren konnte – ein ständiges Unbehagen, ein leichter, aber nicht zu leugnender Schmerz in der Brust.

Und während Emmas Beziehung mit Cameron nicht für Ablenkung gesorgt hatte, war ihr Cristinas Ankunft in Los Angeles eine große Hilfe gewesen. Viele Schattenjäger gingen nach Erreichen des achtzehnten Lebensjahrs für einige Zeit an andere Institute im Ausland, um die dortigen Gebräuche zu studieren. Und Cristina war von Mexiko-Stadt aus nach Los Angeles gekommen. Daran war nichts Ungewöhnliches. Aber Cristina strahlte etwas aus, das Emma an einen Menschen auf der Flucht erinnerte. Emma wiederum war auf der Flucht vor ihrer Einsamkeit. Sie beide waren einander regelrecht in die Arme gelaufen und schneller beste Freundinnen geworden, als Emma das je für möglich gehalten hätte.

»Diana wird erfreut sein, dass du Cameron endlich abserviert hast«, sagte Cristina jetzt. »Ich glaube, sie mochte ihn nicht besonders.«

Diana Wrayburn war die Tutorin der Familie Blackthorn. Sie war extrem intelligent, extrem streng und extrem verärgert, wenn Emma während des Unterrichts einschief, weil sie mal wieder die halbe Nacht auf den Straßen von Los Angeles verbracht hatte.

»Diana hält jede Beziehung für eine unnötige Ablenkung vom Lernen«, erwiderte Emma. »Warum sollte man sich mit irgendjemandem verabreden, wenn man in der Zeit doch eine weitere Dämonensprache lernen könnte? Ich meine, wer wüsste nicht gern, wie man auf Purgatisch ›Kommst du öfter hierher?‹ sagt?«

Cristina lachte. »Du klingst wie Jaime. Er hat den Unterricht gehasst«, erzählte sie. Emma spitzte die Ohren: Cristina sprach nur selten von ihren Freunden und Verwandten, die sie in Mexiko zurückgelassen hatte. Sie wusste, dass Cristinas Onkel das Institut in Mexico-Stadt geleitet hatte, bis er im Dunklen Krieg getötet worden war und ihre Mutter die Leitung übernommen hatte. Sie wusste außerdem, dass Cristinas Vater gestorben war, als sie noch ein Kind war, aber das war es dann auch schon. »Ganz im Gegensatz zu Diego. Er war ganz versessen aufs Lernen und hat oft freiwillig zusätzliche Hausaufgaben gemacht.«

»Diego? Der perfekte Typ? Der, den deine Mutter so liebt?« Emma fuhr mit der Stele über ihre Haut, und die Scharfsichtigkeitsruna auf ihrem Unterarm nahm allmählich Gestalt an. Die Ärmel ihrer Monturjacke reichten bis zu den Ellbogen, aber auch die Haut darunter war mit bleichen Narben von längst verblassten Runenmalen übersät.

Cristina beugte sich vor und nahm Emma die Stele aus der Hand. »Gib mal her. Lass mich das machen.« Sie trug weitere Linien der Scharfsichtigkeitsruna auf. Cristina hatte ein Händchen für das Auftragen von Runenmalen – sie ging extrem sorgfältig und präzise vor. »Ich möchte nicht über den Perfekten Diego reden«, sagte Cristina. »Das macht meine Mutter schon mehr als genug. Kann ich dich mal was anderes fragen?«

Emma nickte. Der Druck der Stele auf ihrer Haut war vertraut, fast schon angenehm.

»Ich weiß, du wolltest hierherkommen, weil Johnny Rook dir erzählt hat, dass in der Stadt Leichen mit seltsamen Schriftzeichen gefunden wurden und dass er glaubt, heute Abend würde hier der nächste Leichnam auftauchen.«

»Stimmt.«

»Und du hoffst jetzt, dass es sich bei den Schriftzeichen um dieselben handelt, mit denen auch die Leichen deiner Eltern bedeckt waren.«

Emma erstarrte. Sie konnte nichts dagegen machen. Jede Erwähnung ihrer Eltern und ihres grausamen Todes tat noch genauso weh, als wäre es erst gestern geschehen. Selbst wenn derjenige, der nach ihnen fragte, so sanftmütig war wie Cristina. »Ja.«

»Der Rat behauptet, Sebastian Morgenstern hätte deine Eltern ermordet«, fuhr Cristina fort. »Das hat Diana mir zumindest erzählt. Die Ratsmitglieder sind fest davon überzeugt. Aber du glaubst das nicht.«

Der Rat. Nachdenklich blickte Emma über das nächtliche Los Angeles, die funkelnden Lichter der Skyline, die fluoreszierenden Werbetafeln am Sunset Boulevard. Als Emma den Begriff »der Rat« zum ersten Mal gehört hatte, war er ihr harmlos vor-

gekommen. Der Rat war einfach nur die Regierung der Nephilim und setzte sich aus allen aktiven Schattenjägern über achtzehn zusammen.

Theoretisch war jeder Schattenjäger gleichermaßen stimmberechtigt. Aber praktisch waren einige Schattenjäger einflussreicher als andere. Genau wie in jeder anderen politischen Gruppierung gab es auch im Rat Korruption und Vorurteile. Für die Nephilim bedeutete das: ein überlieferter Ehrenkodex und strenge Vorschriften, an die sich jeder Schattenjäger zu halten hatte, wenn er nicht die Konsequenzen zu spüren bekommen wollte.

Der Rat hatte ein Motto – *Das Gesetz ist hart, aber es ist das Gesetz*. Jeder Schattenjäger wusste genau, was das bedeutete: Die Regeln des Rats mussten unter allen Umständen eingehalten werden, ganz egal wie hart oder schmerzhaft das sein mochte. Das Gesetz stand über allem anderen, über persönlichen Bedürfnissen, Kummer, Verlust, Ungerechtigkeit, Verrat. Denn es war das Gesetz. Als der Rat Emma mitgeteilt hatte, sie müsse die Tatsache akzeptieren, dass ihre Eltern im Verlauf des Dunklen Kriegs gestorben waren, hatte man von ihr erwartet, dass sie das widerspruchslos hinnahm.

Aber das hatte sie nicht getan.

»Nein«, antwortete Emma gedehnt. »Ich glaube das nicht.«

Cristina saß still da, die Stele reglos in ihrer Hand, das Runenmal unvollendet. Der *Adamant* schimmerte im Mondlicht. »Könntest du mir erklären, warum du das nicht glaubst?«

»Sebastian Morgenstern hat versucht, eine Armee aufzustellen«, sagte Emma, den Blick noch immer auf das Lichtermeer geheftet. »Er hat Schattenjäger verschleppt und in Ungeheuer verwandelt, die nur ihm dienten. Aber er hat sie nicht mit dämonischen Schriftzeichen versehen und ihre Leichen ins Meer geworfen. Als die Nephilim meine Eltern aus dem Wasser bergen wollten, haben sich ihre Leichen aufgelöst. Und das ist bei keinem von Sebastians anderen Opfern passiert.« Emma fuhr mit einem Finger über einen Dachziegel. »Außerdem habe ich

so eine dunkle Ahnung – kein flüchtiges, vorübergehendes Gefühl, sondern etwas, von dem ich seit jeher überzeugt bin. Und diese Überzeugung wird von Tag zu Tag stärker. Ich glaube fest daran, dass der Tod meiner Eltern nichts mit Sebastian zu tun hatte. Und wenn man ihm nun ihre Ermordung einfach in die Schuhe schiebt, bedeutet das ...« Emma verstummte und seufzte. »Tut mir leid. Ich schweife ab. Hör zu, wahrscheinlich wird hier heute Abend gar nichts passieren. Du brauchst dir deswegen keine Sorgen zu machen.«

»Ich mache mir Sorgen um dich«, erwiderte Cristina, drückte die Stele aber wieder auf Emmas Haut und beendete das Runenmal, ohne noch ein Wort über die Geschichte zu verlieren. Das war eine der Eigenschaften, die Emma an Cristina vom ersten Moment an geschätzt hatte: Cristina verzichtete darauf, ihre Gesprächspartner zu bedrängen oder unter Druck zu setzen.

Bewundernd betrachtete Emma das Runenmal auf ihrer Haut, während Cristina sich zurücklehnte, zufrieden mit ihrer Arbeit. Die Scharfsichtigkeitsrunne glänzte schwarz und hob sich mit klaren Konturen deutlich von Emmas Unterarm ab. »Ich kenne nur einen, der besser Runen zeichnen kann als du – und das ist Julian«, sagte sie. »Aber der ist schließlich auch Künstler ...«

»Julian, Julian, Julian«, wiederholte Cristina mit leicht spöttischem Unterton. »Julian ist ein Maler. Julian ist ein Genie. Julian wüsste, wie man dieses repariert und wie man jenes richtet ... In den vergangenen sieben Wochen habe ich so viele wundervolle Dinge über Julian gehört, dass ich allmählich fürchte, mich bei unserer ersten Begegnung sofort in ihn zu verlieben.«

Emma wischte ihre schmutzigen Hände sorgfältig an ihren Hosenbeinen ab. Sie fühlte sich angespannt, reizbar und nervös. Bis unter die Haarspitzen für einen Kampf motiviert, der aber nicht stattzufinden schien, redete sie sich ein. Kein Wunder, dass es ihr so vorkam, als müsste sie jeden Moment aus der Haut fahren. »Ich glaube nicht, dass Julian dein Typ ist«, sagte sie. »Aber da er mein *Parabatai* ist, bin ich auch nicht objektiv.«

Cristina reichte Emma ihre Stele zurück. »Ich habe mir im-



mer einen *Parabatai* gewünscht«, erzählte sie ein wenig wehmütig. »Jemanden, der geschworen hat, mich immer zu beschützen und mich nie im Stich zu lassen. Einen besten Freund fürs ganze Leben, bis in alle Ewigkeit.«

*Ein bester Freund fürs ganze Leben, bis in alle Ewigkeit.* Nach dem Tod ihrer Eltern hatte Emma darum gekämpft, bei den Blackthorns bleiben zu dürfen – einerseits, weil sie alles verloren hatte, was vertraut gewesen war, und den Gedanken nicht ertragen konnte, noch einmal von vorn anfangen zu müssen. Und andererseits, weil sie in Los Angeles bleiben wollte, um Nachforschungen über die Todesumstände ihrer Eltern anzustellen.

Eigentlich hätte die Situation unangenehm werden können, und Emma hätte sich – als einzige Carstairs in einem Haus voller Blackthorns – deplatziert fühlen können. Aber das war nie der Fall gewesen, und das verdankte sie Jules. *Parabatai* zu sein bedeutete mehr als jede Freundschaft und sogar mehr als Blutsverwandtschaft. Es war ein unverbrüchlicher Bund, der die beiden *Parabatai* auf eine Weise miteinander verband, die jeder Schattenjäger respektierte und anerkannte – auf die gleiche Weise, wie der Bund zwischen Mann und Frau respektiert und anerkannt wurde.

Niemand würde zwei *Parabatai* trennen. Niemand würde es auch nur wagen: *Parabatai* waren gemeinsam stärker. Im Kampf reagierten sie so, als könnten sie die Gedanken des anderen lesen. Ein einziges vom *Parabatai* aufgetragenes Runenmal war mächtiger als zehn Runen, die von anderen aufgetragen wurden. Häufig ließen die *Parabatai* ihre verbrannte Asche Seite an Seite in einem gemeinsamen Grabmal beisetzen, damit sie nicht einmal im Tod voneinander getrennt wurden.

Nicht jeder Nephilim hatte einen *Parabatai*; genau genommen waren sie sogar ziemlich selten. Das Ablegen des *Parabatai*-Eids bedeutete, dass man eine lebenslange Bindung und Verpflichtung einging. Dabei gelobte man, seinem *Parabatai* immer zur Seite zu stehen, ihn zu beschützen, dorthin zu gehen, wo auch er hinging, und seine Familie als die eigene Fami-

lie zu betrachten. Die Worte des Eids stammten aus der Bibel und waren uralte: *Wo du hingehst, da gehe ich hin; dein Volk ist mein Volk; wo du stirbst, sterbe ich und da will ich begraben sein.*

Wenn es überhaupt einen Begriff in der Alltagssprache der Irdischen gab, der dem nahekam, überlegte Emma, dann wäre das »Seelenverwandter«. Ein platonischer Seelenfreund. Denn zwischen *Parabatai* waren romantische Gefühle nicht gestattet. Wie so viele andere Dinge verstieß auch das gegen das Gesetz. Emma hatte nie verstanden, warum: Es ergab überhaupt keinen Sinn. Aber andererseits ergaben viele Paragraphen des Gesetzes keinen Sinn. So hatte es auch überhaupt keinen Sinn ergeben, dass der Rat Julians Halbgeschwister Helen und Mark ins Exil geschickt beziehungsweise ihrem Schicksal überlassen hatte, nur weil ihre Mutter eine Feenprinzessin gewesen war. Aber genau das hatten die Ratsmitglieder im Zuge des Kalten Friedens verfügt.

Emma stand auf und schob die Stele in ihren Waffengurt. »Die Blackthorns kommen übermorgen nach Hause. Dann wirst du Julian ja kennenlernen.« Erneut ging sie zur Dachkante hinüber, aber dieses Mal hörte sie ein Scharren von Stiefeln auf den Ziegeln, das ihr verriet, dass Cristina ihr gefolgt war. »Kannst du irgendetwas sehen?«

»Vielleicht läuft ja heute wirklich nichts.« Cristina zuckte die Achseln. »Vielleicht ist es tatsächlich nur eine ganz normale Party.«

»Johnny Rook war sich so sicher«, murmelte Emma.

Cristinas dunkle Augen verengten sich zu Schlitzen. »Hatte Diana dir nicht ausdrücklich verboten, ihn aufzusuchen?«

»Möglicherweise hat sie mir gesagt, dass ich mich nicht mehr mit ihm treffen soll«, räumte Emma ein. »Sie hat ihn vermutlich sogar als einen ›Verbrecher, der Verbrechen begeht‹ bezeichnet, was ich ein wenig harsch finde. Aber sie hat nie gesagt, dass ich nicht mehr zum Schattenmarkt darf.«

»Weil jeder weiß, dass Schattenjäger dort ohnehin nichts zu suchen haben.«

Emma ignorierte diese Bemerkung. »Mal angenommen, ich

wäre Rook zufällig auf dem Markt begegnet und er hätte versehentlich ein paar Informationen fallen lassen, während wir uns unterhielten. Und ich hätte versehentlich ein paar Münzen fallen lassen. Wer könnte das schon ›für Informationen bezahlen‹ nennen? Da haben sich einfach nur zwei Freunde getroffen, von denen der eine ein wenig nachlässig mit Gerüchten umgeht und die andere ein wenig nachlässig mit Geld ...«

»Das ist aber nicht im Sinne des Gesetzes, Emma. Schon vergessen? *Das Gesetz ist hart, aber es ist das Gesetz.*«

»Und ich dachte immer, es hieße: ›Das Gesetz ist lästig, aber es ist auch flexibel.‹«

»Nein, so lautet das Motto ganz und gar nicht. Und Diana wird dich umbringen.«

»Nicht, wenn wir die Morde aufklären. Dann wird sie mich nicht umbringen. Der Zweck heiligt die Mittel. Und wenn nichts passiert, braucht sie ja nicht davon zu erfahren, oder?«

Cristina schwieg.

»Oder ...?«, hakte Emma nach.

Cristina schnappte nach Luft. »Siehst du das auch?«, fragte sie und zeigte auf die Menge.

Und Emma sah es auch. Sie sah einen groß gewachsenen, gut aussehenden Mann mit seidigem Haar, heller Haut und maßgeschneiderter Kleidung, der sich durch die Menge bewegte. Während er über die Terrasse schritt, zog er die Blicke der Umstehenden auf sich, die ihm gebannt nachschauten.

»Auf ihm liegt ein Zauberglanz«, stellte Cristina fest. Emma hob eine Augenbraue. Zauberglanz war Illusionsmagie, die die Schattenweltler häufig verwendeten, um sich den Blicken der Irdischen zu entziehen. Auch die Nephilim hatten Zugang zu Runenmalen mit ähnlicher Wirkung; allerdings betrachteten sie diese nicht als Magie. Denn Magie war eindeutig eine Angelegenheit der Hexenwesen, während es sich bei den Runenmalen um ein Geschenk des Engels handelte. »Bleibt nur die Frage: Vampir oder Elbe?«

Emma zögerte. Der Mann näherte sich einer jungen Frau in

Schuhen mit haushohen Absätzen und einem Glas Sekt in der Hand. Als er sie ansprach, nahm ihr Gesicht zuerst einen verwirrten und dann leeren Ausdruck an. Schließlich nickte sie zustimmend, hob die Arme und löste die schwere Goldkette von ihrem Hals. Sie ließ das Schmuckstück in die ausgestreckte Hand des Mannes fallen und lächelte, als er die Kette einsteckte.

»Elbe«, sagte Emma und griff nach ihrem Waffengurt. Feenwesen machten alles furchtbar kompliziert. Gemäß den Vorschriften des Kalten Friedens sollten minderjährige Schattenjäger eigentlich einen weiten Bogen um Feenwesen machen. Denn die Feenwesen waren tabu – eine verbannte und verbotene Gruppe der Schattenweltler, seit der Kalte Frieden ihnen ihre Rechte, ihre Armeen und ihre Besitztümer entzogen hatte. Ihre uralten Länder gehörten ihnen nicht länger, und andere Schattenweltler kämpften nun um ihre ehemaligen Territorien. Die Schlichtung derartiger Gebietsstreitigkeiten gehörte zu den vordringlichen Aufgaben des Instituts in Los Angeles; allerdings war das eine Aufgabe der erwachsenen Nephilim. Dagegen sollten sich Schattenjäger in Emmas Alter nicht direkt mit den Feenwesen befassen.

Theoretisch.

*Das Gesetz ist lästig, aber es ist auch flexibel.* Emma zog einen kleinen Stoffbeutel aus einer Tasche an ihrem Gurt und löste dessen Verschnürung, während der Elbe weiterging – von der lächelnden Frau zu einem schlanken Mann in einem schwarzen Jackett, der ihm bereitwillig seine funkelnden Manschettenknöpfe reichte. Der Elbe stand nun fast direkt unter Emma und Cristina. »Vampire interessieren sich nicht für Gold, aber die Feenwesen leisten den Tribut an ihre Königinnen und Könige mit Gold, Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten.«

»Ich habe gehört, dass der Tribut am Hof des Dunklen Volkes in Menschenblut entrichtet wird«, sagte Cristina grimmig.

»Aber nicht heute Nacht«, bemerkte Emma, drehte den Beutel in ihrer Hand und kippte den Inhalt über den Kopf des Elben.

Bestürzt keuchte Cristina auf, als der Elbe unter ihnen einen heiseren Schrei ausstieß und der Zauberglanz von ihm abfiel wie die Schuppen einer sich häutenden Schlange.

Entsetzte Schreie erhoben sich aus der Menge, als das wahre Erscheinungsbild des Elben zum Vorschein kam. Zweige wuchsen aus seinem Kopf wie gezwirbelte Hörner. Seine rindenartig eingerissene Haut schimmerte dunkelgrün wie Moos oder Schimmelbelag. Und statt Händen besaß er spatelförmige Klauen mit drei Fingern.

»Emma«, drängte Cristina warnend. »Wir sollten besser aufhören ... und die Brüder der Stille rufen ...«

Doch Emma war bereits gesprungen.

Einen Moment lang war sie schwerelos, während sie durch die Luft segelte. Dann traf sie auf der Terrasse auf, mit gebeugten Knien, so wie sie es gelernt hatte. Sie erinnerte sich noch gut an ihre ersten Sprungversuche aus großer Höhe, an die heftigen, schwerfälligen Stürze und an die Tage danach, wenn sie warten musste, bis die Prellungen verheilt waren, bevor sie einen erneuten Versuch wagen konnte.

Doch das war vorbei. Emma kam mühelos auf die Beine und entdeckte den Elben auf der anderen Seite der fliehenden Menge. Seine gelben, katzenartigen Augen in dem verwitterten Rindengesicht starrten sie an und verengten sich zu Schlitzeln. »*Schattenjäger*«, zischte er.

Die Partygäste flohen von der Terrasse zu den Toren, die zum Parkplatz führten. Obwohl keiner von ihnen Emma sehen konnte, setzte ihr Instinkt ein und sorgte dafür, dass sie um Emma herumströmten wie Wasser um einen Brückenpfeiler.

Emma griff über ihre Schulter und schloss die Finger um das Heft von Cortana. Die Klinge beschrieb einen golden flirrenden Bogen, als sie das Schwert zückte und die Spitze auf den Elben richtete. »Nein«, erwiderte sie, »ich bin ein Kusstelegramm. Und das hier ist mein Kostüm.«

Der Elbe starrte sie verwirrt an.

Emma seufzte. »Es ist echt schwierig, bei euch Feenwesen

mal einen Scherz zu machen. Ihr kapiert den Witz einfach nicht, oder?»

»Wir sind berühmt für unsere Scherze, Streiche und Balladen«, entgegnete der Elbe sichtlich gekränkt. »Manche unserer Balladen dauern Wochen.«

»So viel Zeit hab ich nicht«, sagte Emma. »Ich bin eine Schattenjägerin. Witzel schnell, stirb jung.« Ungeduldig schlug sie mit der Schwertspitze gegen ihren Stiefel. »Und jetzt stülpe deine Taschen um.«

»Ich habe nichts getan, was gegen den Kalten Frieden verstößen würde«, protestierte der Elbe.

»Streng genommen hast du recht, aber wir sehen es nun mal nicht gern, wenn ihr die Irdischen beklaut«, antwortete Emma. »Kipp deine Taschen aus, oder ich reiße dir eines deiner Hörner aus und stecke es dir dahin, wo die Sonne nie scheint.«

Erneut musterte der Elbe sie verwirrt. »Wo scheint denn die Sonne nie? Ist das ein Rätsel?«

Emma seufzte gequält und hob ihr Schwert. »Kipp deine Taschen aus, oder ich werde dir deine Rinde abschälen. Mein Freund und ich haben uns eben getrennt, und ich bin nicht gerade bester Laune.«

Der Elbe leerte seine Taschen und legte den Inhalt langsam auf den Terrassenboden; dabei funkelte er Emma wütend an. »Dann bist du also solo«, bemerkte er höhnisch. »Was für eine Überraschung; da wäre ich nie draufgekommen.«

Ein Keuchen ertönte über ihm. »Also, das war jetzt wirklich unhöflich«, bemerkte Cristina und beugte sich über die Dachkante.

»Danke, Cristina«, sagte Emma. »Das war ein echt gemeiner Tiefschlag. Und nur zu deiner Information, Elbenknabe: Ich habe mit *ihm* Schluss gemacht.«

Der Elbe zuckte die Achseln – ein bemerkenswert expressives Achselzucken, das diverse Arten von Desinteresse und Gleichgültigkeit zum Ausdruck brachte.

»Obwohl ich ja nicht weiß, warum«, sagte Cristina. »Schließlich war er sehr nett.«

Emma verdrehte die Augen. Der Elbe räumte noch immer seine Taschen aus – Ohringe, teure Lederbörsen und Diamantringe bildeten einen funkelnden Haufen auf dem Boden. Emma wappnete sich. Im Grunde interessierte sie sich weder für den Diebstahl noch für die Schmuckstücke. Sie hielt nach Waffen Ausschau, nach Zauberbüchern oder sonst irgendeinem Zeichen für Schwarze Magie, von der Rook auf dem Markt gesprochen hatte. »Die Ashdowns und die Carstairs kommen nun mal nicht miteinander klar«, erklärte sie. »Das weiß doch jeder.«

Bei diesen Worten schien der Elbe in der Bewegung zu erstarren. »Carstairs«, zischte er, die gelben Augen auf Emma fixiert. »Du bist Emma Carstairs?«

Emma blinzelte perplex und blickte kurz zum Dach hinauf. Doch Cristina war von der Dachkante verschwunden. »Ich glaube nicht, dass wir uns schon mal begegnet sind«, wandte sie sich an den Elben. »An einen sprechenden Baum würde ich mich definitiv erinnern.«

»Tatsächlich?« Die spatelförmigen Gliedmaßen des Elben öffneten und schlossen sich nervös. »Dann musst du wohl Probleme mit deinem Gedächtnis haben. Ich hätte nämlich nicht gedacht, dass du und deine Institutsfreunde Mark Blackthorn so schnell vergessen würden.«

»*Mark?*« Emma erstarrte, außerstande, ihre Reaktion zu steuern. In diesem Moment flog etwas Glitzerndes auf ihr Gesicht zu. Der Elbe hatte eine Diamantenkette nach ihr geworfen. Emma duckte sich instinktiv, aber der Verschluss der Kette traf ihre Wange, und sie spürte einen stechenden Schmerz und warmes Blut.

Blitzschnell richtete Emma sich auf, doch der Elbe war verschwunden. Sie fluchte leise und wischte sich das Blut von der Wange.

»Emma!« Cristina war vom Dach geklettert und stand vor einer verriegelten Tür in der Außenmauer. Ein Notausgang. »Er ist hier lang!«

Sofort stürmte Emma zu ihr, und gemeinsam traten sie die Tür ein und platzten in die dahinterliegende Gasse, die erstaunlich dunkel war. Jemand hatte das Glas der Straßenlaternen zerbrochen. Aus den Müllcontainern an den Wänden stank es nach verfaultem Essen und Alkohol. Emma spürte, wie ihre Scharfsichtigerunne brannte, als sie die Augen zu Schlitzen verengte. Am Ende der Gasse entdeckte sie die dürre Gestalt des Elben, der in diesem Moment nach links hastete.

Emma setzte ihm nach, mit Cristina an ihrer Seite. Sie hatte so viele Jahre ihres Lebens mit Julian trainiert, dass es ihr schwerfiel, sich dem Tempo anderer Leute anzupassen. Und da Feenwesen für ihre Schnelligkeit berüchtigt waren, gab sie ihre Zurückhaltung kurz darauf auf und sprintete los. In fliegendem Lauf bog sie um die nächste Ecke, hinter der die Gasse schmaler wurde. Der fliehende Elbe hatte zwei Müllcontainer zusammengeschoben, um ihnen den Weg zu versperren. Emma machte einen Satz und katapultierte sich über die Container, wobei ihre Stiefel laut über das Metall donnerten.

Dann taumelte sie vorwärts und landete auf einem weichen Untergrund. Stoff kratzte unter ihren Fingernägeln. Kleidung. Kleidung eines menschlichen Leichnams. Nasse Kleidung. Der Gestank von Meeresalgen und Verwesung stieg ihr in die Nase. Emma sah nach unten und blickte in das aufgedunsene Gesicht eines Toten.

Mühsam unterdrückte sie einen Schrei. Eine Sekunde später ertönte ein weiteres metallisches Dröhnen, und Cristina landete neben ihr. Emma hörte, wie Cristina auf Spanisch einen Ausdruck der Überraschung ausstieß; dann spürte sie, wie zwei Arme nach ihr griffen und sie von der Leiche fortzogen. Ungelegen stolperte sie auf den Asphalt, außerstande, den Blick von dem Leichnam abzuwenden.

Bei dem Toten handelte es sich zweifelsfrei um einen Menschen: ein Mann mittleren Alters, mit rundlichen Schultern und silbergrauen Haaren, die wie eine Löwenmähne von seinem Kopf abstanden. Seine Haut war an mehreren Stellen stark



verbrannt – schwarz und rot und blasig, wie Schaum auf einem Seifenstück.

Sein graues Hemd stand offen, und quer über seine Brust verliefen mehrere Reihen schwarzer Runen. Allerdings keine Schattjägerrunenmale, sondern die krakeligen Schriftzeichen einer Dämonensprache. Runen, die Emma so gut kannte wie die Male auf ihren eigenen Händen. Fünf Jahre lang hatte sie wie gebannt auf die Fotos dieser Runen gestarrt: Es waren exakt dieselben Runen, die der Rat auch auf den Leichen ihrer ermordeten Eltern gefunden hatte.

»Alles in Ordnung?«, fragte Cristina. Emma lehnte an der Ziegelmauer der Gasse, die bedenklich roch und mit Sprühfarbe beschmiert war. Mit bohrendem Blick musterte sie die Brüder der Stille, die sich um den Leichnam herum versammelt hatten.

Sobald Emma einen klaren Gedanken hatte fassen können, hatte sie die Stillen Brüder und Diana verständigt. Jetzt bekam sie allerdings Zweifel an dieser Entscheidung. Die Brüder der Stille waren umgehend am Tatort aufgetaucht und inspizierten nun den Toten. Dabei wandten sie sich gelegentlich einander zu und unterhielten sich auf ihre telepathische Weise, während sie die Leiche untersuchten und sich Notizen machten. Mit Absperrrunen hatten sie einen Wall aus Schutzzaubern errichtet, um sich etwas Zeit zu verschaffen, bevor die Polizei der Irdischen am Tatort erscheinen würde. Allerdings hielten sie auch Emma auf höfliche, aber bestimmte Weise – und nur mit ganz wenig telepathischem Druck – vom Leichnam fern.

»Ich bin *stinkwütend*«, sagte Emma. »Ich muss unbedingt einen Blick auf diese Runen werfen. Und Fotos davon machen. Schließlich sind *meine* Eltern ermordet worden. Nicht dass das irgendeinen der Stillen Brüder interessieren würde. Ich kenne nur einen einzigen anständigen Stillen Bruder, und der hat die Bruderschaft verlassen.«

Cristina sah sie mit großen Augen an. Irgendwie war es ihr gelungen, ihre Kampfmontur trotz der Umstände sauber zu

halten, und sie wirkte frisch und gepflegt. Dagegen vermutete Emma, dass sie selbst, mit ihren abstehenden Haaren und der dreckbespritzten Montur, eher wie der blanke Horror aussah. »Ich hätte nicht gedacht, dass man einfach aus der Bruderschaft austreten kann«, sagte Cristina.

Die Brüder der Stille waren Schattenjäger, die sich entschieden hatten, sich wie Mönche aus der Welt zurückzuziehen und sich ganz ihren Studien und Heilkünsten zu widmen. Sie lebten in der Stadt der Stille, einem riesigen Geflecht unterirdischer Höhlensysteme, in denen die meisten Nephilim nach ihrem Tod bestattet wurden. Die grässlichen Narben der Stillen Brüder entstanden durch das Auftragen von Runenmalen, die für die Haut der meisten Menschen – selbst die der Schattenjäger – zu stark waren. Allerdings machten auch genau diese Runen die Brüder fast unsterblich. Die Brüder der Stille dienten den Nephilim als Ratgeber, Archivare und Heilkundige – und außerdem waren sie in der Lage, das Engelsschwert zu führen und dessen Macht zu nutzen.

Die Stillen Brüder hatten Emmas und Julians *Parabatai*-Zeremonie vollzogen. Sie waren bei Schattenjägerhochzeiten zur Stelle, bei Geburten und in der letzten Stunde eines Nephilim. Jedes wichtige Ereignis im Leben eines Schattenjägers war durch die Anwesenheit der Bruderschaft gekennzeichnet.

Emma musste unwillkürlich an den einzigen Stillen Bruder denken, den sie jemals gemocht hatte. Manchmal fehlte er ihr noch immer.

Plötzlich wurde alles fast taghell erleuchtet. Blinzeln drehte Emma sich um und sah einen vertrauten Pick-up am Eingang der Gasse. Der Pritschenwagen hielt mit eingeschalteten Scheinwerfern an, und Diana Wrayburn sprang aus der Fahrertür.

Als Diana fünf Jahre zuvor nach Los Angeles gekommen war, um die Kinder des Instituts zu unterrichten, hatte Emma sie für die schönste Frau gehalten, die sie je gesehen hatte. Ihre Tutorin war groß, hager und elegant, und das silberne Koi-Tattoo auf ihrem hohen Wangenknochen hob sich deutlich von ihrer

dunklen Haut ab. Ihre braunen Augen hatten grüne Flecken in der Iris und funkelten gerade ziemlich wütend. Diana trug ein knöchellanges Kleid, das ihren Körper weich umspielte, und sie sah genauso aus wie die Furcht einflößende römische Göttin der Jagd, deren Namen sie trug.

»Emma! Cristina!« Sie hastete zu ihnen. »Was ist passiert? Ist alles in Ordnung mit euch?«

Einen Moment lang schaute Emma von den Stillen Brüdern zu Diana und genoss ihre kräftige Umarmung. Als Mutterersatz war Diana ihr zwar immer etwas zu jung vorgekommen, aber sie hätte gut eine ältere Schwester sein können. Jemand, der sie beschützte. Diana gab sie frei und umarmte auch Cristina, die völlig verblüfft schaute. Emma hatte schon lange den Verdacht, dass man in Cristinas Familie keinen großen Wert auf Umarmungen legte. »Was ist passiert?«, fragte Diana erneut. »Warum versuchst du, Bruder Enoch mit den Augen zu durchbohren?«

»Wir waren auf Patrouille ...«, setzte Emma an.

»Wir haben gesehen, wie ein Elbe Irdische bestohlen hat«, fügte Cristina hastig hinzu.

»Ja, und ich habe ihn aufgehalten und ihn aufgefordert, seine Taschen zu leeren ...«

»Ein Elbe?« Ein Ausdruck großer Besorgnis zeichnete sich auf Dianas Gesicht ab. »Emma, du weißt doch, dass du keine Feenwesen konfrontieren solltest, nicht einmal mit Cristina an deiner Seite ...«

»Ich habe schon früher gegen Feenwesen gekämpft«, erwiderte Emma, was der Wahrheit entsprach. Sie und Diana hatten gemeinsam in Alicante gekämpft, als Sebastians Armee die Stadt angegriffen hatte. In den Straßen hatte es vor Elbenkriegeren gewimmelt. Die Schattenjäger hatten alle Kinder in die Abkommenshalle gebracht, weil sie dort vermeintlich in Sicherheit waren. Doch die Feenwesen hatten die Schutzschilde überwunden ...

Diana war ebenfalls in der Halle gewesen und hatte mit ihrem Schwert tödliche Hiebe in alle Richtungen ausgeteilt und

so Dutzende Kinder vor den Feenwesen bewahrt. Auch Emma hatte sich unter den geretteten Kindern befunden. Seit dieser Zeit hatte Emma sie fest ins Herz geschlossen.

»Ich hatte so eine Ahnung, dass da irgendetwas Größeres, Schlimmeres vor sich geht«, fuhr Emma fort. »Und als der Elbe geflohen ist, bin ich ihm gefolgt. Ich weiß, dass ich das nicht hätte tun sollen, aber ... dabei habe ich diesen Leichnam gefunden. Und er ist mit den gleichen Runen bedeckt, mit denen auch die Leichen meiner Eltern bedeckt waren. Exakt *dieselben Schriftzeichen*, Diana.«

Diana wandte sich Cristina zu. »Würdest du uns bitte einen Moment allein lassen, Tina?«

Cristina zögerte. Doch als Gast, als junge Austauschschattenjägerin in Los Angeles, musste sie den Anweisungen der Institutstutorin Folge leisten. Sie warf Emma einen kurzen Blick zu und schlenderte dann in Richtung des Tatorts, wo der Leichnam noch immer auf dem Boden lag, umgeben von einer Gruppe Stiller Brüder, die in ihren pergamentfarbenen Roben an einen Schwarm heller Vögel erinnerten. Die Brüder streuten eine Art schimmerndes Pulver auf die Runen – oder zumindest sah es so aus. Emma wünschte inständig, sie könnte näher herangehen und sich das genauer ansehen.

Diana holte tief Luft. »Emma, bist du dir da ganz sicher?«

Emma verkniff sich die wütende Antwort, die ihr schon auf der Zunge lag – schließlich verstand sie nur zu gut, warum Diana diese Frage stellte. Im Laufe der Jahre hatte es so viele falsche Spuren gegeben ... So oft hatte Emma geglaubt, endlich einen Hinweis gefunden zu haben oder eine Übersetzung der Runenschrift oder einen Artikel in einer Zeitung der Irdischen. Aber sie hatte sich jedes Mal geirrt.

»Ich will einfach nicht, dass du dir falsche Hoffnungen machst«, sagte Diana.

»Ich weiß«, räumte Emma ein. »Aber diese Spur hier sollte ich nicht ignorieren. Ich *kann* sie nicht ignorieren.« Sie schluckte. »Du glaubst mir doch? Du hast mir doch immer geglaubt, oder?«

»Dass Sebastian Morgenstern deine Eltern nicht getötet hat? Ach Süße, du weißt doch, dass auch ich davon überzeugt bin.« Diana tätschelte Emmas Schulter. »Ich möchte einfach nur verhindern, dass du verletzt wirst. Und jetzt, da Julian nicht hier ist ...«

Emma wartete darauf, dass Diana ihren Satz beendete.

»Nun ja, jetzt, da Julian nicht hier ist, bist du nun mal verwundbarer. *Parabatai* wirken wie ein Puffer. Ich weiß, dass du stark bist. Aber hier handelt es sich um etwas, das dir eine tiefe Wunde zugefügt hat, als du noch ein Kind warst. Wenn es um deine Eltern geht, dann reagiert die zwölfjährige Emma und nicht die fast erwachsene junge Frau.« Diana zuckte zusammen und berührte ihre Schläfe. »Bruder Enoch ruft mich«, sagte sie. Die Stillen Brüder konnten mit anderen Schattenjägern auf telepathische Weise kommunizieren und dabei einzelne Nephilim oder eine ganze Gruppe ansprechen. »Schaffst du es allein nach Hause?«

»Ja, schon, aber ich würde gern noch einmal einen Blick auf den Leichnam werfen ...«

»Die Stillen Brüder haben Nein gesagt«, erwiderte Diana bestimmt. »Ich werde versuchen, möglichst viel herauszufinden, und es dir dann erzählen. Abgemacht?«

Emma nickte widerstrebend. »Abgemacht.«

Während Emma in Richtung Straße trottete, eilte Diana zu den Brüdern und wechselte dabei ein paar Worte mit Cristina, die ihr entgegenkam. Als Emma den Wagen erreichte, den sie und Cristina zuvor am Straßenrand geparkt hatten, schloss Cristina zu ihr auf. Schweigend stiegen sie ein.

Emma saß einen Moment still und erschöpft auf dem Fahrersitz; die Zündschlüssel baumelten in ihrer Hand. Im Rückspiegel konnte sie die Gasse sehen, die durch die starken Scheinwerfer des Pick-ups wie ein Baseballstadion erleuchtet war. Diana redete mit den Stillen Brüdern. Das weiße Pulver auf dem Boden schimmerte im gleißenden Licht.

»Alles in Ordnung?«, fragte Cristina.

Emma drehte sich zu ihr. »Du musst mir unbedingt erzählen, was du gesehen hast«, bettelte sie. »Du warst doch ganz nah an dem Leichnam – hast du gehört, ob Diana irgendetwas zu den Brüdern gesagt hat? Sind das definitiv dieselben Runenzeichen?«

»Ich brauche dir das nicht zu erzählen«, erwiderte Cristina.

»Ich ...« Emma verstummte. Sie fühlte sich miserabel. Sie hatte nicht nur den Plan vermasselt und den diebischen Elben entkommen lassen, sondern auch ihre Chance auf eine gründliche Untersuchung der Leiche vertan – und vermutlich auch noch Cristinas Gefühle verletzt. »Ich weiß, dass du das nicht brauchst. Es tut mir wirklich leid, Cristina. Ich hatte nicht vor, dich in Schwierigkeiten zu bringen. Es ist nur so, dass ...«

»Das habe ich nicht gemeint.« Cristina fummelte an ihrer Jackentasche. »Ich habe gesagt, dass ich dir das nicht zu erzählen brauche, weil ich eigentlich meinte, dass ich es dir *zeigen* kann. Hier. Sieh selbst.« Sie hielt Emma ihr Handy entgegen, und Emmas Herz machte einen Satz – Cristina scrollte durch eine ganze Reihe von Fotos, die sie von der Leiche, den Stillen Brüdern, der Gasse, dem Blut, von einfach allem geschossen hatte.

»Cristina, ich liebe dich«, sagte Emma. »Ich werde dich heiraten. *Heiraten.*«

Cristina kicherte. »Meine Mutter hat meinen Zukünftigen bereits ausgesucht, schon vergessen? Stell dir mal vor, was sie sagen würde, wenn ich *dich* mit nach Hause bringe.«

»Und du meinst nicht, dass sie mich mehr mögen würde als den Perfekten Diego?«

»Ich denke, man würde ihr Gezeter bis nach Idris hören.«

Emma lachte. Erleichterung rauschte durch ihre Adern. Jetzt hatten sie endlich etwas in der Hand. Eine Spur, wie Tiberius sagen würde, den Kopf tief in einem Krimi vergraben. Plötzlich fehlte er ihr.

Sie schob das Handy zurück in Cristinas Tasche und ließ den Motor an.

»Hast du diesem Elben ernsthaft gesagt, dass du mit Cameron Schluss gemacht hast und nicht umgekehrt?«, fragte Cristina.

»Bitte lass uns nicht mehr darüber reden«, antwortete Emma.  
»Ich bin nicht gerade stolz auf mich.«

Cristina schnaubte – ein bemerkenswert undamenhafter Laut.

»Kannst du nachher, wenn wir wieder im Institut sind, zu mir kommen?«, fragte Emma und schaltete die Scheinwerfer ein.

»Ich möchte dir etwas zeigen.«

Cristina runzelte die Stirn. »Doch nicht etwa ein seltsames Muttermal oder eine Warze, oder? Meine *abuela* hat mal gesagt, dass sie mir etwas zeigen wolle, und dann entpuppte sich das Ganze als Warze auf ihrem ...«

»Nein, keine Warze!«, versicherte Emma. Während sie den Wagen in den Verkehr einfädelt, spürte sie ein Prickeln in ihren Adern. Normalerweise fühlte sie sich nach einem Kampf, wenn das Adrenalin allmählich nachließ, immer wie ausgelaugt.

Doch jetzt stand sie kurz davor, Cristina etwas zu zeigen, das außer Julian noch niemand gesehen hatte. Etwas, worauf sie selbst nicht gerade stolz war. Und sie fragte sich, was Cristina wohl davon halten würde.



*Weder der himmlischen  
Englein Schar*

»Julian nennt es mein ›Korkbrett des Wahnsinns‹«, sagte Emma.

Sie und Cristina standen vor dem weit geöffneten Kleiderschrank in Emmas blau gestrichenem Zimmer. (Julian hatte bei Emmas Einzug eine der Mauern mit einem Wandbild versehen: Schwalben im Flug über den Zinnen eines Burgturms – eine Anspielung auf das Familienmotiv der Carstairs.)

Allerdings befanden sich in diesem Schrank keine Kleidungsstücke: Emmas gesamte Garderobe, hauptsächlich Vintagekleider und Jeans, die sie in den Secondhandläden von Silver Lake und Santa Monica aufgestöbert hatte, hing im Wandschrank oder lag gefaltet in ihrer Kommode. Die mit Korkplatten ausgekleideten Innenseiten des Kleiderschranks waren mit Fotos, Zeitungsartikeln und bunten, in Emmas krakeliger Handschrift beschrifteten Haftzetteln gespickt.

»Das Ganze ist farblich aufeinander abgestimmt«, erklärte sie und zeigte auf die Zettel. »Artikel aus irdischen Zeitungen, Recherchen zu Zaubersprüchen, Infos über Dämonensprachen, Unterlagen, die ich im Laufe der Jahre auf Dianas Schreibtisch entdeckt habe ... einfach alles, was ich im Zusammenhang mit dem Tod meiner Eltern jemals finden konnte.«

Cristina trat näher an den Schrank heran, um eine der Seiten genauer zu betrachten. Plötzlich wirbelte sie zu Emma herum. »Einige dieser Dokumente sehen wie offizielle Ratsakten aus.«

»Stimmt«, bestätigte Emma. »Ich habe sie aus dem Büro der Konsulin mitgenommen, als ich zwölf war.«



»Du hast sie Jia Penhallow gestohlen?« Cristina zog eine entsetzte Miene.

Emma konnte ihr das nicht übel nehmen. Die Konsulin bekleidete das höchste Amt innerhalb des Rats – nur der Inquisitor kam ihr in Sachen Macht und Einfluss nahe. »Woher hätte ich sonst Fotos von den Leichen meiner Eltern bekommen sollen?«, fragte sie zurück, schlüpfte aus der Jacke und warf sie auf ihr Bett. Darunter trug sie nur ein Trägertop, und sie spürte die kühle Brise, die von der Wüste hereinwehte, auf ihren bloßen Armen.

»Und die Aufnahmen, die ich heute Abend gemacht habe – wo kommen die hin?«

Cristina reichte Emma die Ausdrucke der Aufnahmen, auf denen die Tinte noch feucht war. Direkt nach ihrer Rückkehr ins Institut hatten sie zwei der besten Tatortfotos aus Cristinas Handy an den Drucker geschickt. Emma nahm die Bilder und steckte sie mit Reißzwecken neben die Fotos, die der Rat von den Leichen ihrer Eltern gemacht hatte. Diese waren im Laufe der Jahre etwas nachgedunkelt und kräuselten sich an den Rändern.

Dann lehnte Emma sich zurück und betrachtete die Aufnahmen. Die Runen waren hässlich, krakelig und irgendwie schwammig. Es kam Emma so vor, als würden sie sich dagegen wehren, dass man sie genauer inspizierte. Und sie erschienen ihr auch nicht einfach nur wie eine Dämonensprache, die noch niemand hatte identifizieren können, sondern eher wie etwas, das kein menschlicher Verstand erdacht haben konnte.

»Und was nun?«, fragte Cristina. »Ich meine, was hast du als Nächstes vor?«

»Morgen werde ich mir anhören, was Diana zu berichten hat«, erklärte Emma. »Ob sie irgendetwas herausgefunden hat. Und ob die Brüder der Stille bereits von den Morden wissen, von denen Rook erzählt hat. Falls nicht, fahre ich noch mal zum Schattenmarkt. Ich werde mein letztes bisschen Geld zusammenkratzen, oder ich schulde Rook eben einen Gefallen – es

ist mir egal. Wenn jetzt und heute jemand hier herumläuft, der Leute ermordet und ihre Leichen mit Runenschriftzeichen bedeckt, dann bedeutet das ... Es bedeutet, dass Sebastian Morgenstern meine Eltern vor fünf Jahren nicht ermordet hat. Es bedeutet, dass ich recht habe und dass ihr Tod überhaupt nichts mit ihm zu tun hatte.«

»Nicht zwangsläufig, Emma«, wandte Cristina mit sanfter Stimme ein.

»Ich bin eine der wenigen, die einen von Sebastian Morgensterns Institutsüberfällen mitangesehen und überlebt haben«, sagte Emma. Es handelte sich um eine ihrer Erinnerungen, die messerscharf und zugleich vollkommen verschwommen war: Sie wusste noch genau, wie sie den kleinen Tavvy auf die Arme gehoben und durch das Institut getragen hatte, dicht gefolgt von Dru, während Sebastians Dunkle Krieger in der Eingangshalle wüteten. Sie erinnerte sich an Sebastian, mit seinen silberweißen Haaren und den toten schwarzen Dämonenaugen, und an das Blut, an Mark und an Julian, der auf sie gewartet hatte. »Ich habe ihn gesehen. Sein Gesicht gesehen, seine Augen, als er zu mir hochgeschaut hat. Es ist nicht so, als ob ich ihm den Mord an meinen Eltern nicht zutrauen würde. Sebastian hätte jeden getötet, der sich ihm in den Weg stellt. Ich glaube einfach nur nicht, dass es ihn interessiert hätte.« Ihre Augen brannten. »Ich muss unbedingt mehr Beweise finden. Den Rat überzeugen. Denn solange man den Tod meiner Eltern Sebastian anlastet, wird der wahre Mörder, die Person, die wirklich dafür verantwortlich ist, nicht zur Rechenschaft gezogen. Und diesen Gedanken könnte ich nicht ertragen.«

»Emma.« Behutsam berührte Cristina Emmas Arm. »Ich glaube, der Erzengel hat einen Plan für uns. Für dich. Und wenn es irgendetwas gibt, womit ich dir helfen kann, werde ich es tun.«

Emma wusste das. Für viele Schattenjäger war der Erzengel, der die Nephilim erschaffen hatte, nur ein vager Mythos aus dunkler Vorzeit. Aber für Cristina war Raziel ein lebendiges Wesen. Und sie legte das Medaillon, das sie um den Hals trug und

das dem Engel geweiht war, niemals ab. Die Vorderseite zeigte Raziel, und auf der Rückseite waren lateinische Worte in das Metall geätzt: *Gepriesen sei der Engel, mein Fels, der meine Hände unterweist zum Kampf, meine Finger zum Kriege.*

Cristina berührte ihr Medaillon oft, damit es ihr Kraft gab – vor einer Prüfung oder einem Kampf. Und in vielerlei Hinsicht beneidete Emma Cristina um ihren Glauben. Manchmal fürchtete sie, dass sie selbst nur an zwei Dinge wirklich glauben konnte: an Rache und an Julian.

Emma lehnte sich gegen die Innenseite der Schranktür; die Papiere und Haftzettel kratzten an ihrer Schulter. Sie blinzelte und versuchte, die Erinnerungen abzuschütteln. »Selbst wenn das bedeutet, gegen das Gesetz zu verstoßen? Ich weiß doch, wie sehr du das hasst.«

»Ich bin nicht so langweilig, wie du offenbar glaubst«, entgegnete Cristina gespielt gekränkt und versetzte Emma einen leichten Schlag gegen die Schulter. »Na, jedenfalls können wir heute Abend nichts mehr tun. Was würde dich denn auf andere Gedanken bringen? Fernsehen gucken bis zum Umfallen? Eis essen?«

»Dich mit den Blackthorns bekannt machen«, antwortete Emma und drückte sich von der Schranktür ab.

»Aber sie sind doch gar nicht hier.« Cristina musterte Emma, als fürchtete sie, dass diese sich gewaltig den Kopf gestoßen habe.

»Sie sind hier und zugleich auch wieder nicht.« Emma streckte Cristina die Hand entgegen. »Komm.«

Cristina ließ sich von ihr aus dem Zimmer ziehen. Der Korridor schien nur aus Holz und Glas zu bestehen, mit hohen Fenstern, die am Tag Panoramablicke auf den Ozean, den Strand und die Wüste boten. Als Emma ins Institut gezogen war, hatte sie angenommen, dass sie sich im Laufe der Zeit an die Aussicht gewöhnen und nicht mehr jeden Morgen völlig gebannt auf das blaue Meer und den hohen Himmel starren würde. Aber das war nicht geschehen: Die See mit ihrer ständig wechselnden

Oberfläche und die Wüste mit ihren Schatten und Pflanzen faszinierten Emma noch immer.

Jetzt konnte sie durch das Fenster den Schein des Mondes auf den Wellen erkennen: silbern und schwarz.

Emma und Cristina liefen durch den Gang. Als sie das obere Ende der imposanten Treppe erreichten, die hinunter zur Eingangshalle führte, blieb Emma einen Moment stehen. Die Treppe und der Eingangsbereich lagen genau in der Mitte des Institutsgebäudes und unterteilten dieses in einen Nord- und einen Südflügel. Bei ihrer Ankunft vor fünf Jahren hatte Emma sich bewusst für ein Zimmer am anderen Ende des Hauses und nicht für eines in der Nähe der Blackthorn-Geschwister entschieden. Damit hatte sie ihnen stillschweigend zu verstehen gegeben, dass sie wusste, dass sie noch immer eine Carstairs war.

Jetzt beugte sie sich über das Geländer und schaute nach unten, mit Cristina an ihrer Seite. Die Institute der Nephilim waren eindrucksvoll konstruiert: Sie dienten als Versammlungsorte und bildeten das Zentrum der Divisionen, der regionalen Schattenjägergemeinschaften. Die gewaltige Eingangshalle – ein rechteckiger Raum mit der imposanten Treppe, die zum ersten Stockwerk führte – war mit einem schwarz-weißen Marmorboden und unbequem wirkenden Sitzmöbeln ausgestattet, die nie genutzt wurden. Das Ganze erinnerte an den Eingangsbereich eines Museums.

Von Emmas Standort am Geländer aus konnte man erkennen, dass die schwarz-weißen Bodenplatten in Wahrheit die Gestalt des Erzengels Raziel bildeten, der aus den Fluten des Lyn-Sees in Idris emporstieg und zwei der Engelsinsignien in den Händen hielt: ein flammendes Schwert und einen mit Gold überzogenen Kelch.

Jedes Schattenjägerkind kannte dieses Bild: Vor tausend Jahren hatte Jonathan Shadowhunter – der Urahn aller Nephilim – den Erzengel Raziel herbeigerufen, um einer Dämonenplage ein Ende zu setzen. Raziel hatte Jonathan die Engelsinsignien und das Graue Buch mit allen Schattenjägerunten überreicht.

Außerdem hatte er sein Blut mit menschlichem Blut gemischt und es Jonathan und seinen Anhängern gegeben, damit sie davon tranken. Dies hatte bewirkt, dass ihre Haut die Runenmale vertrug, wodurch die ersten Nephilim entstanden waren. Das Bild des emporsteigenden Engels war den Schattenjägern heilig: Es wurde als Triptychon bezeichnet und fand sich an allen Orten, an denen die Schattenjäger sich versammelten oder an denen sie gestorben waren.

Das Bildnis im Marmorboden des Los-Angeles-Instituts stellte ein Mahnmal dar. Als Sebastian Morgenstern und seine Elbenarmee das Institut fünf Jahre zuvor gestürmt hatten, hatte der Boden aus schlichtem Marmor bestanden. Nach dem Dunklen Krieg hatten die Blackthorn-Kinder bei ihrer Rückkehr feststellen müssen, dass der Fußboden, auf dem so viele Schattenjäger ihr Leben gelassen hatten, bereits aufgerissen war. Die Platten, auf denen die Nephilim verblutet waren, wurden ersetzt und mit dem Bildnis des Engels versehen, als Erinnerung an die Toten.

Jedes Mal, wenn Emma durch die Eingangshalle ging, wurde sie an ihre Eltern und Julians Vater erinnert. Was ihr aber nichts ausmachte – im Gegenteil: Sie wollte sie nicht vergessen.

»Als du gesagt hast, dass die Blackthorns hier seien und zugleich auch wieder nicht, hast du damit Arthur gemeint?«, fragte Cristina, die Ellbogen auf das Geländer gestützt.

»Definitiv nicht.« Arthur Blackthorn war der Leiter des Los-Angeles-Instituts. Zumindest offiziell. Als Altphilologe war er von den Götter- und Heldensagen der alten Griechen und Römer regelrecht besessen und schloss sich die meiste Zeit auf dem Dachboden ein, wo er sich mit antiken Tonscherben, modrigen Büchern, unzähligen Essays und Monografien umgab, an denen er ständig arbeitete. Emma konnte sich nicht erinnern, dass er jemals Interesse für Schattenjägerangelegenheiten gezeigt hatte. Und sie konnte die wenigen Male, die er sich seit Cristinas Ankunft hatte blicken lassen, an einer Hand abzählen. »Obwohl ich ja beeindruckt bin, dass du dich überhaupt an seine Anwesenheit erinnerst.«

Cristina verdrehte die Augen.

»Keine Grimassen schneiden, das verhunzt mir meinen dramatischen Augenblick. Und ich wünsche mir meinen dramatischen Augenblick unverhunzt.«

»Was denn für ein dramatischer Augenblick?«, fragte Cristina fordernd. »Warum hast du mich überhaupt hierhergeschleift, wo ich doch viel lieber duschen und meine Klamotten wechseln möchte? Außerdem brauche ich dringend einen Kaffee.«

»Du brauchst immer Kaffee«, erwiderte Emma und machte sich auf den Weg zum anderen Flügel des Hauses. »Das ist eine regelrechte Sucht.«

Cristina murmelte irgendwelche wenig schmeichelhaften Worte auf Spanisch, folgte Emma aber dennoch – offensichtlich hatte ihre Neugier gesiegt. Emma wirbelte herum, damit sie rückwärtsgehen konnte, wie ein Reiseleiter oder Museumsführer.

»Also: Fast alle Familienmitglieder sind im Südflügel untergebracht«, erklärte sie. »Das hier ist Tavvys Zimmer.« Die Tür von Octavian Blackthorns Raum stand weit auf. Der Siebenjährige legte noch keinen großen Wert auf das Einhalten seiner Privatsphäre. Emma beugte sich in den Raum hinein, und Cristina folgte ihrem Beispiel mit verwirrter Miene.

Das Zimmer enthielt ein kleines Bett mit einer bunt gestreiften Tagesdecke, ein Kinderspielhaus, das fast so groß wie Emma war, und ein Zelt mit Büchern und Spielzeug. »Tavvy leidet unter Albträumen«, berichtete Emma. »Manchmal kommt Julian her und schläft mit ihm zusammen im Zelt.«

Cristina lächelte. »Das hat Di ... meine Mutter früher auch gemacht, als ich noch klein war.«

Das nächste Zimmer gehörte Drusilla. Die Dreizehnjährige hatte eine morbide Faszination für Horrorstreifen. Auf dem Boden lagen überall Bücher zu Slasherfilmen und Serienmördern herum. Die Wände waren schwarz gestrichen, und alte Filmposter klebten auf den Fensterscheiben. »Dru liebt Horrorfilme«, erzählte Emma. »Eigentlich alles, in dem die Worte *Blut*, *Grusel*

oder *Promnacht* und Ähnliches vorkommen. Allerdings frage ich mich, warum das *Prom* genannt wird ...«

»Das ist eine Abkürzung von *Promenade*«, antwortete Cristina.

»Wieso sprichst du Englisch so viel besser als ich?«

»Das war kein Englisch«, erklärte Cristina, während Emma weiterging. »Das ist Französisch.«

»Die Zimmer der Zwillinge liegen einander genau gegenüber.« Emma deutete auf zwei geschlossene Türen auf beiden Seiten des Flurs. »Das hier ist Livvys Zimmer.« Mit Schwung öffnete sie die Tür, hinter der ein aufgeräumter und liebevoll dekoriertes Raum zum Vorschein kam. Jemand hatte das Kopfboard des breiten Betts mit einem drolligen Stoff bezogen, der winzige Teetassen zeigte. Bunter Modeschmuck hing an Drahtgittern an der Wand, und neben dem Bett stapelten sich Bücher zu Computertechnik und Programmiersprachen.

»Programmiersprachen«, staunte Cristina. »Mag sie Computer?«

»Ja, sie und Ty«, bestätigte Emma. »Ty mag Computer und die Art und Weise, mit der sie Muster organisieren, sodass er sie analysieren kann. Aber er ist nicht gut in Mathe. Livvy übernimmt diesen Teil, und die beiden arbeiten als Team zusammen.«

Sie öffnete die gegenüberliegende Tür. »Das ist Tys, also eigentlich Tiberius Nero Blackthorns Reich«, verkündete Emma. »Ich denke, seine Eltern haben es bei seinem Namen ein wenig übertrieben. Das ist fast so, als würde man jemanden ›Großartiger Dreckskerl‹ nennen.«

Cristina kicherte. Tys Zimmer war ebenfalls aufgeräumt, mit ordentlich gestapelten Büchern, die allerdings nicht alphabetisch sortiert waren, sondern nach Farben. Die Farben, die Ty besonders mochte – wie etwa Blau, Gold und Grün –, fanden sich im vorderen Bereich des Zimmers und in der Nähe seines Betts. Dagegen hatte er Farben, die er nicht mochte – Orange und Lila –, in die Ecken und den Bereich rund ums Fenster verbannt. Für Besucher mochte das Ganze unordentlich und willkürlich wir-

ken, aber Emma wusste, dass Ty immer mit absoluter Sicherheit sagen konnte, welches Buch sich wo befand.

Auf dem Nachttisch lagen seine Lieblingsbücher: Arthur Conan Doyles Geschichten von Sherlock Holmes. Daneben drängte sich eine Sammlung kleiner Spielzeuge. Julian hatte sie vor Jahren für Ty gebastelt, als er herausgefunden hatte, dass es Ty half, wenn er etwas in den Händen halten konnte. Es beruhigte ihn, und er konnte sich besser konzentrieren, wenn er mit ihnen spielte: ein buntes Knäuel aus Pfeifenreinigern und ein schwarzer Würfel aus Plastikteilen, die sich zu unterschiedlichen Mustern drehen ließen.

Cristina warf einen Blick auf Emmas Gesicht, das zu einer schmerzlich-liebevollen Miene verzogen war. »Du hast mir schon mal von Tiberius erzählt. Er ist derjenige, der Tiere besonders mag, nicht wahr?«

Emma nickte. »Er ist ständig draußen und geht den Eidechsen und Eichhörnchen auf die Nerven.« Sie deutete mit dem Arm in Richtung der Wüste, die hinter dem Institut lag – eine unberührte Landschaft ohne menschliche Zivilisation, die sich bis zu den Bergen erstreckte, welche den Strand von den dahinterliegenden Tälern trennten. Wehmütig seufzte sie. »Ich hoffe, er amüsiert sich in England und sammelt Kröten, Frösche und Heuchelhasen ...«

»Das ist ein Gericht!«

»Kann gar nicht sein«, meinte Emma ungläubig und lief weiter.

»Doch, das ist ein anderer Name für Hackbraten!«, beharrte Cristina, während Emma die nächste Tür öffnete. Der dahinterliegende Raum war blau gestrichen, fast exakt derselbe Farbton wie der des Ozeans und des Himmels. Während des Tages sah das Zimmer so aus, als sei es Teil der Elemente vor dem Fenster und würde im ewigen Blau schweben. Gemälde schmückten die Wände – kunstvolle Muster und die Silhouette eines Schlosses, das von einer hohen Dornenhecke überwuchert war. Ein Prinz ritt darauf zu, mit gesenktem Kopf und zerbrochenem Schwert.



»*La Bella Durmiente*«, sagte Cristina. *Dornröschen*. »Aber ich kann mich gar nicht daran erinnern, dass das Märchen so traurig war oder der Prinz so niedergeschlagen.« Sie warf Emma einen Blick zu. »Ist Julian ein trauriger Junge?«

»Nein«, sagte Emma, nur mit halbem Ohr bei der Sache. Seit Jules' Abreise hatte sie sein Zimmer nicht betreten. Allem Anschein nach hatte er keine Zeit mehr zum Aufräumen gehabt, denn mehrere Kleidungsstücke lagen auf dem Boden, sein Tisch war mit halb fertigen Skizzen übersät, und auf dem Nachttisch stand sogar ein Becher mit vermutlich längst verschimmeltem Kaffee. »Nicht depressiv oder so was.«

»Depressiv ist nicht das Gleiche wie traurig«, bemerkte Cristina.

Doch Emma wollte nicht darüber nachdenken, ob Julian traurig war, nicht jetzt, da er bald nach Hause kommen würde. Inzwischen war es nach Mitternacht, was bedeutete, dass er schon morgen zurückkommen würde. Emma verspürte eine Mischung aus Erleichterung und Aufregung.

»Komm weiter.« Sie verließ das Zimmer und durchquerte den Flur, mit Cristina im Schlepptau. Zögernd legte Emma eine Hand auf die geschlossene Tür. Sie bestand genau wie alle Türen im Institut aus Holz, doch die Oberfläche fühlte sich rau an, als hätte sich lange Zeit niemand darum gekümmert, sie zu reinigen oder zu lackieren.

»Das hier war Marks Zimmer«, sagte sie.

»Mark«, wiederholte Cristina. »Mark Blackthorn?«

Jeder Schattenjäger kannte Mark Blackthorns Namen. Der Junge, durch dessen Adern das Blut von Elben und Nephilim strömte und den die Feenwesen während des Dunklen Kriegs entführt hatten. Und der nun der Wilden Jagd angehörte, der brutalsten Gruppierung der Feenwesen – jene wilden Elben, die einmal monatlich durch die Lüfte ritten, auf der Jagd nach Gefallenen, die sie auf den Schlachtfeldern der Irdischen fanden. Und die wie blutrünstige Habichte von Furcht und Tod zehrten.

Mark war immer ein sanftmütiger Junge gewesen. Emma fragte sich, ob das wohl immer noch der Fall war.

»Mark Blackthorn ist einer der Gründe, warum ich hierhergekommen bin«, gestand Cristina ein wenig schüchtern. »Ich hatte immer die Hoffnung, eines Tages dabei zu helfen, ein besseres Abkommen als den Kalten Frieden auszuhandeln. Mit faireren Bedingungen für die Schattenweltler und diejenigen Schattenjäger, denen etwas an ihnen liegt.«

Emma schaute sie mit großen Augen an. »Das wusste ich gar nicht. Davon hast du mir nichts gesagt.«

Cristina zeigte auf den Raum um sie herum. »Du hast mir etwas von dir und den Blackthorns erzählt«, erklärte sie. »Und da dachte ich, ich sollte dir auch etwas von mir erzählen.«

»Ich bin froh, dass du hierhergekommen bist«, stieß Emma impulsiv hervor, woraufhin Cristina errötete. »Selbst wenn Mark einer der Gründe war ... und obwohl du mir nichts über die anderen Gründe erzählen willst.«

Cristina zuckte die Achseln. »Ich mag Los Angeles nun mal.« Sie schenkte Emma ein verschmitztes Lächeln. »Bist du absolut sicher, dass du nicht doch Lust auf Fernsehen und Eis bis zum Umfallen hast?«

Emma holte tief Luft. Sie erinnerte sich daran, was Julian ihr einmal erzählt hatte: Wenn ihm alles zu viel zu werden drohte, dann sperrte er in Gedanken einfach bestimmte Situationen und Gefühle in einer Kiste weg. *Schließ sie ein*, hatte er gesagt, *und dann werden sie dir nicht mehr lästig fallen. Sie sind dann einfach verschwunden*. Jetzt stellte Emma sich vor, dass sie ihre Erinnerungen nahm – die an den Leichnam in der Gasse, an Sebastian Morgenstern, den Rat, ihre Trennung von Cameron – und in eine Kiste stopfte. Dazu packte sie ihre ungelösten Fragen, ihre Wut auf die ganze Welt angesichts des Todes ihrer Eltern und ihre ungeduldige Sehnsucht nach Julian und den anderen Blackthorns. Dann verriegelte sie die Kiste und stellte sie in Gedanken an einen leicht zugänglichen Ort, wo sie sie mühelos wiederfinden und erneut öffnen konnte.

»Emma?«, fragte Cristina besorgt. »Alles in Ordnung? Du siehst so aus, als müsstest du dich gleich übergeben.«

*Klick* – das Schloss an der Kiste schnappte zu. In Gedanken stellte Emma die Kiste beiseite, kehrte dann in die Wirklichkeit zurück und lächelte. »Eis und Fernsehen bis zum Umfallen klingt gut«, sagte sie. »Worauf warten wir noch?«

Der Himmel über dem Ozean zeigte rötliche und rosa Streifen der untergehenden Sonne. Emma drosselte ihr Lauftempo und joggte mit pumpendem Herzen und keuchendem Atem über den Strand.

Normalerweise trainierte sie nachmittags und abends und lief in den frühen Morgenstunden, doch an diesem Morgen war sie erst spät aufgewacht, weil sie die halbe Nacht mit Cristina ferngesehen hatte. Und den Rest des Tages hatte sie damit verbracht, ihre Sammlung von Beweisen neu zu arrangieren, Johnny Rook anzurufen, um weitere Einzelheiten über die Morde aus ihm herauszupressen, Notizen für ihr Korkbrett zu machen und ungeduldig auf Dianas Rückkehr zu warten.

Im Gegensatz zu den meisten Tutoren lebte Diana nicht mit ihren Schützlingen im Institut; sie hatte ein eigenes Haus in Santa Monica. Genau genommen brauchte sie an diesem Tag nicht am Institut aufzukreuzen, aber Emma hatte ihr mindestens sechs SMS geschickt. Vielleicht sogar sieben. Cristina hatte Emma davon abgehalten, noch eine achte Mitteilung zu schicken, und ihr geraten, sie solle eine Runde joggen gehen, um ihre Nervosität abzubauen.

Keuchend beugte Emma sich vor, stützte die Hände auf die Knie und versuchte, zu Atem zu kommen. Der Strand war fast menschenleer, abgesehen von ein paar Irdischen, die gerade ihren romantischen Spaziergang bei Sonnenuntergang beendeten und zu ihren Autos zurückkehrten, die sie an der Straße geparkt hatten.

Emma fragte sich, wie viele Meilen sie wohl im Laufe der Jahre auf dem Strand vor dem Institut zurückgelegt hatte. Fünf

Meilen pro Tag, jeden Tag. Und das nach mindestens drei Stunden Training im Fechtsaal. Die Hälfte der Narben auf Emmas Körper hatte sie sich selbst zugefügt, während sie sich beigebrannt hatte, sicher von den höchsten Sparren zu springen und selbst unter großen Schmerzen weiterzukämpfen – indem sie mit nackten Füßen trainiert hatte ... auf Glasscherben.

Die schlimmste Narbe prangte auf der Innenseite ihres Unterarms, und im Grunde hatte Emma sich auch diese selbst zugefügt. Die Verletzung stammte von Cortana ... an jenem Tag, als ihre Eltern gestorben waren. Julian hatte ihr das Schwert in die Arme gelegt, und Emma hatte es wimmernd an sich gedrückt, trotz Blut und Schmerzen, während die Klinge ihr die Haut aufgeschlitzt hatte. Die tiefe Schnittwunde hatte eine lange weiße Wulst auf ihrem Arm hinterlassen, weshalb Emma manchmal zögerte, ärmellose Kleider oder Trägerhemden zu tragen. Sie wurde den Gedanken einfach nicht los, dass selbst andere Schattenjäger auf ihre Narbe starren und sich fragen würden, woher sie stammte.

Julian hatte noch nie auf ihre Narbe gestarrt.

Emma richtete sich auf. Von der Wasserlinie aus konnte sie das Institut sehen, ein Gebilde aus Glas und Stein hoch auf dem Hügel oberhalb des Strandes. Sie konnte sogar Arthurs Dachboden und das dunkle Fenster ihres eigenen Zimmers ausmachen. Dort hatte sie eine unruhige Nacht verbracht und von dem toten Mann geträumt, von den Schriftzeichen auf seinem Körper und den Runen auf den Leichen ihrer Eltern. Emma versuchte, sich auszumalen, was sie tun würde, wenn sie herausfand, wer ihre Eltern ermordet hatte. Und sie fragte sich, ob all die körperlichen Schmerzen, die sie demjenigen zufügen würde, auch nur ansatzweise das wiedergutmachen konnten, was sie durchlitten hatte.

Julian war ebenfalls in ihrem Traum vorgekommen. Emma wusste zwar nicht mehr, was sie genau geträumt hatte, aber sie war mit einem klaren Bild von ihm aufgewacht. Jules: groß gewachsen und schlank, mit seinen dunkelbraunen Locken und

den faszinierend blaugrünen Augen. Seine dunklen Wimpern, seine helle Haut, seine abgebissenen Fingernägel, auf denen er bei Stress herumkaute, sein geschickter Umgang mit Waffen und sein noch geschickterer Umgang mit Pinsel und Farbe.

Julian, der morgen nach Hause kommen würde. Julian würde genau verstehen, was sie im Moment empfand: Wie lange hatte sie darauf gewartet, endlich einen Hinweis auf den Mord an ihren Eltern zu finden. Und jetzt, da sie ihn gefunden hatte, schien die Welt plötzlich voller bedrohlich naher Möglichkeiten zu sein. Emma erinnerte sich daran, was Jem, der ehemalige Stille Bruder, der bei ihrer *Parabatai*-Zeremonie dabei gewesen war, über *Parabatai* gesagt hatte: In seiner chinesischen Muttersprache gab es einen Begriff dafür – *zhi yin*. »Derjenige, der deine Musik versteht.«

Emma konnte zwar kein Instrument spielen, aber Julian verstand ihre Musik. Sogar die Musik der Rache.

Dunkle Wolken wälzten übers Meer heran; bald würde es regnen. Emma versuchte, nicht länger an Jules zu denken, setzte sich wieder in Bewegung und joggte den Schotterweg zum Institut hinauf. Als sie sich dem Gebäude näherte, stutzte sie plötzlich und starrte zum Eingang. Ein Mann stieg gerade die Treppe hinunter. Groß und hager, mit fast vollständig ergrauten Haaren und wie üblich in einen langen Mantel gehüllt, der die Farbe von schwarz schillerndem Krähengefieder hatte. Emma vermutete, dass sein Nachname darauf anspielte: *Rook* wie Krähe. Aber selbst mit solch einem Namen war Johnny Rook noch kein Hexenwesen. Er war etwas völlig anderes.

Er entdeckte Emma, und seine trüben hellbraunen Augen weiteten sich. Emma sprintete los und schnitt ihm den Weg ab, bevor er um das Gebäude herumhasten und vor ihr flüchten konnte.

Schitternd kam sie vor ihm zum Stehen und versperrte ihm den Weg. »Was tust du denn hier?«, zischte sie.

Er sah sich hektisch um, auf der Suche nach einem Fluchtweg. »Nichts. Hab nur kurz mal vorbeigeschaut.«

»Hast du Diana erzählt, dass ich auf dem Schattenmarkt war? Denn wenn du das getan hast ...«

Rook richtete sich auf. Sein Gesicht und seine Augen hatten etwas Seltsames an sich, einen fast gramzerfurchten Ausdruck – als wäre ihm in seiner Kindheit irgendetwas Schreckliches widerfahren, das tiefe Rillen wie von Messerschnitten in seinen Wangen hinterlassen hatte. »Du bist nicht die Leiterin des Instituts, Emma Carstairs«, sagte er. »Die Informationen, die ich dir gegeben habe, waren zuverlässig.«

»Du hast gesagt, du würdest Stillschweigen bewahren!«

»Emma!«, sagte jemand ihren Namen, mit fester, gebieterischer Stimme.

Mit einem mulmigen Gefühl drehte Emma sich langsam um und entdeckte Diana am oberen Ende der Treppe. Ihre Locken wehten in der Abendbrise, und sie trug ein weiteres langes, elegantes Kleid, das sie groß und imposant erscheinen ließ. Außerdem machte sie einen fuchsteufelswilden Eindruck.

»Dann hast du meine SMS also erhalten«, sagte Emma.

Doch Diana ging nicht darauf ein. »Lass Mr Rook in Ruhe. Wir zwei müssen uns unterhalten. Ich erwarte dich in exakt zehn Minuten in meinem Büro.« Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und verschwand wieder im Institut.

Emma warf Rook einen giftigen Blick zu. »Geschäfte mit dir sollten doch eigentlich ein Geheimnis bleiben«, knurrte sie und stach ihn mit dem Zeigefinger in die Brust. »Du magst zwar nicht versprochen haben, den Mund zu halten, aber wir wissen beide, dass genau das von dir gewünscht wird. Dass deine Kundschaft genau das von dir erwartet.«

Ein kleines Lächeln umspielte Rooks Mundwinkel. »Du jagst mir keine Angst ein, Emma.«

»Vielleicht sollte ich das aber.«

»Das ist das Lustige an euch Nephilim«, erwiderte Rook. »Ihr wisst von der Schattenwelt, aber ihr lebt nicht darin.« Er brachte seine Lippen unangenehm nah an Emmas Ohr, und als sie seinen Atem spürte, stellten sich ihr die Nackenhaare auf. Rook

flüsterte: »In dieser Welt gibt es wesentlich furchteinflößendere Dinge als dich, Emma Carstairs.«

Emma riss sich los, wirbelte herum und stürmte die Eingangstreppe hinauf.

Zehn Minuten später stand Emma vor Dianas Schreibtisch; ihre von der Dusche noch nassen Haare tropften auf die glänzenden Fliesen.

Obwohl Diana nicht im Institut lebte, hatte sie hier ein eigenes Büro, ein helles Eckzimmer im obersten Stockwerk, das auf den Ozean und die Bergkette blickte. Emma konnte die Berge in der Dämmerung sehen – blauschattige Erhebungen mit Küstenvegetation. Die ersten Regentropfen prasselten gegen das Fenster und zogen Streifen über das Glas.

Das Büro war nur spärlich dekoriert. Auf dem Schreibtisch stand ein gerahmtes Foto, das einen großen Mann zeigte, der einen Arm um ein kleines Mädchen gelegt hatte. Die Kleine besaß trotz des jungen Alters große Ähnlichkeit mit Diana. Die beiden standen vor einem Geschäft, über dessen Eingang ein Schild in Gestalt eines Köchers baumelte: DIANAS PFEIL. Ein paar Blumen auf der Fensterbank verliehen dem Büro eine freundliche Atmosphäre. Diana saß mit verschränkten Armen hinter ihrem Schreibtisch und musterte Emma mit ruhiger Miene.

»Du hast mich gestern Abend angelogen«, sagte sie.

»Nein, hab ich nicht«, widersprach Emma. »Jedenfalls nicht direkt. Ich ...«

»Sag jetzt nicht, dass du es nur versäumt hast, die Wahrheit zu sagen, Emma Carstairs«, konterte Diana. »Du solltest es eigentlich besser wissen.«

»Was hat Johnny Rook dir erzählt?«, fragte Emma und bereute ihre Worte sofort. Diana kniff die Augen zu Schlitzen zusammen.

»Warum erzählst du es mir nicht?«, entgegnete sie. »Genau genommen erzähle mir doch freundlicher Weise, was du getan hast und wie deine Strafe dafür aussehen sollte. Klingt das nicht fair?«

Trotzig verschränkte Emma die Arme vor der Brust. Sie hasste es, erwischt zu werden, und Diana war verdammt gut darin, sie auf frischer Tat zu ertappen. Diana war clever, was Emma normalerweise bewundernswert fand – aber nicht, wenn ihre Tutorin wütend war.

Sie hatte jetzt die Wahl: Sie konnte Diana entweder erzählen, warum sie dachte, dass diese sauer war – und somit wahrscheinlich mehr preisgeben, als Diana ohnehin wusste. Oder sie konnte schweigen und damit riskieren, Diana noch mehr zu verärgern. Emma überlegte kurz und verkündete dann: »Ich sollte zur Strafe auf eine Kiste mit Kätzchen aufpassen. Definitiv eine Kiste mit Kätzchen. Wir wissen ja alle, wie brutal Kätzchen sein können, mit ihren winzigen Krallen und ihrem schrecklichen Verhalten.«

»Wo wir gerade von schrecklichem Verhalten sprechen«, warf Diana trocken ein und spielte gedankenverloren mit einem Bleistift. »Du bist gestern zum Schattenmarkt gegangen, gegen meine ausdrücklichen Anweisungen. Du hast mit Johnny Rook geredet. Er hat dir den Tipp gegeben, dass der nächste Leichnam, der möglicherweise eine Verbindung zum Tod deiner Eltern aufweist, vermutlich an der Sepulchre Bar auftauchen würde. Du bist nicht rein zufällig dort vorbeigekommen. Du warst nicht auf Patrouille.«

»Ich habe Rook dafür bezahlt, dass er den Mund hält«, murrte Emma. »Ich habe ihm vertraut!«

Diana warf den Stift auf den Schreibtisch. »Emma, dieser Typ ist als Rook der Rosstäuscher bekannt. Genau genommen ist er nicht einfach nur irgendein Betrüger – er steht auf der Überwachungsliste des Rats, weil er ohne Genehmigung mit Feenwesen Geschäfte macht. Jeder Schattenweltler oder Irdische, der heimlich mit den Feenwesen zusammenarbeitet, ist von jeglichem Kontakt mit Schattenjägern ausgeschlossen und verliert automatisch ihren Schutz. Das weißt du genau.«

Entnervt riss Emma die Hände hoch. »Aber gerade diese Leute sind manchmal die nützlichsten Informanten! Wenn man den



Kontakt zu ihnen untersagt, dann hilft das dem Rat keineswegs. Es straft nur uns Nephilim!«

Diana schüttelte den Kopf. »Die Vorschriften existieren aus gutem Grund. Die Aufgabe eines Schattenjägers, eines guten Schattenjägers, besteht nicht nur darin, vierzehn Stunden am Tag zu trainieren und fünfundsechzig Methoden zu kennen, wie man einen Feind mit einem Salatbesteck tötet.«

»Siebenundsechzig«, berichtete Emma automatisch. »Diana, es tut mir leid. Wirklich. Vor allem die Tatsache, dass ich Cristina mit hineingezogen habe. Sie trifft keine Schuld.«

»Ach, das weiß ich längst.« Allerdings runzelte Diana noch immer die Stirn. Emma drängte weiter.

»Gestern Abend hast du mir versichert, dass du mir glaubst«, sagte sie. »Auch du bist davon überzeugt, dass nicht Sebastian meine Eltern getötet hat. Und dass hinter dieser Sache mehr steckt. Bei ihrem Tod ging es nicht darum, dass Sebastian die ganze Division ausradieren wollte. Irgendjemand hat sie ganz gezielt ermordet. Ihr Tod hatte eine Bedeutung ...«

»Jeder Tod hat eine Bedeutung«, erwiderte Diana kurz angebunden und fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Gestern Abend habe ich mich lange mit den Stillen Brüdern unterhalten. Ich habe herausgefunden, was sie wissen. Und ... mir ist bewusst, dass ich dir eigentlich etwas vorlügen sollte. Ich kämpfe schon den ganzen Tag mit mir ...«

»Bitte«, wisperte Emma. »Bitte, lüg mich nicht an.«

»Aber ich schaffe es einfach nicht. Ich weiß noch genau, wie ich vor fünf Jahren an dieses Institut gekommen bin. Damals warst du noch ein kleines Mädchen, gerade mal zwölf Jahre alt, und du warst am Boden zerstört. Du hattest alles verloren. Das Einzige, was dich noch aufrechterhielt, waren Julian und dein Verlangen nach Vergeltung. Dein heftiger Wunsch, dass nicht Sebastian für den Tod deiner Eltern verantwortlich war. Denn wenn er es doch gewesen wäre, wie hättest du ihn dann für die Tat zur Rechenschaft ziehen sollen?« Diana holte tief Luft. »Ich weiß, dass Johnny Rook dir erzählt hat, dass in jüngster Zeit eine

ganze Serie von Morden geschehen ist. Und er hat recht. Es waren insgesamt zwölf, den von letzter Nacht mitgerechnet. Keine Spur vom Mörder, und keines der Opfer konnte identifiziert werden. Die Zähne waren herausgebrochen, die Fingerkuppen abgeschliffen, und die Brieftaschen fehlen.«

»Aber die Stillen Brüder haben nichts davon gewusst? Der Rat ...?«

»Sie haben davon gewusst. Und jetzt kommt etwas, was dir nicht gefallen wird.« Diana tippte mit den Fingernägeln auf die Glasplatte ihres Schreibtischs. »Bei einigen der Toten handelt es sich um Feenwesen. Und das macht die ganze Angelegenheit zu einem Fall für die Scholomance und ihre Zenturionen und die Brüder der Stille. Aber nicht für die Institute. Die Stillen Brüder haben von den Morden gewusst. Und der Rat ebenfalls. Aber man hat uns absichtlich nicht informiert, weil man nicht will, dass wir uns einmischen.«

»Die *Scholomance*?«

Die Scholomance war ein Teil fleischgewordener Schattenjägergeschichte. Diese zugige Burg mit ihren hohen Türmen und endlosen Gängen, die in eine steile Bergflanke in den Karpaten gehauen war, hatte jahrhundertlang als Hort der besten Eliteschattenjäger gedient, welche sich mit der Doppelbedrohung von Schattenweltlern und Dämonen befasst hatten. Nach dem Abschluss des Ersten Abkommens war die Ausbildungsstätte geschlossen worden – als Vertrauensbeweis dafür, dass Schattenweltler und Schattenjäger nicht länger gegeneinander Krieg führten.

Doch nun, nach Beginn des Kalten Friedens, hatte sie ihre Pforten wieder geöffnet und den Betrieb erneut aufgenommen. Potenzielle Bewerber mussten eine Reihe von harten Prüfungen und Tests bestehen, und das an dieser Schule erworbene Wissen durfte nicht mit anderen Nephilim geteilt werden. Die Absolventen trugen den Titel Zenturio; sie waren Gelehrte und legendäre Krieger zugleich. Emma war noch niemandem aus dieser Elitetruppe begegnet.

»Das mag dir nicht fair erscheinen, aber so ist es nun mal.«

»Aber was ist mit den Schriftzeichen? Haben die Stillen Brüder zugegeben, dass es die gleichen waren wie die auf den Leichen meiner Eltern?«

»Sie haben überhaupt nichts zugegeben«, sagte Diana. »Sie haben mir mitgeteilt, dass sie sich darum kümmern würden. Und dass wir uns rauszuhalten hätten – eine Anweisung, die von ganz oben kommt.«

»Und was ist mit den Leichnamen?«, hakte Emma nach. »Haben sie sich auch aufgelöst, als die Brüder versucht haben, sie abzutransportieren? So wie bei meinen Eltern?«

»Emma!« Diana erhob sich wütend von ihrem Stuhl. Ihre dunklen Haare umrahmten ihr Gesicht wie eine weiche Wolke. »Wir befassen uns nicht länger mit dem, was den Feenwesen widerfährt. Denn genau das bedeutet der Kalte Frieden. Und das ist nicht einfach nur eine freundliche Empfehlung des Rats: Die Beschäftigung mit Angelegenheiten der Feenwesen ist strengstens untersagt. Wenn du dich da einmischst, könnte das nicht nur für dich, sondern auch für Julian gravierende Folgen haben.«

Emma hatte das Gefühl, als hätte Diana einen der gläsernen Briefbeschwerer von ihrem Schreibtisch genommen und ihr gegen die Brust geschleudert. »Julian?«

»Was macht Julian jedes Jahr? Am Jahrestag des Kalten Friedens?«

Emma dachte an Julian, der seit seinem zwölften Geburtstag – damals mit aufgeschürften Ellbogen und zerrissenen Jeans – einmal im Jahr geduldig in diesem Büro saß und mit Stift und Papier einen Brief an den Rat verfasste. Darin bat er die Ratsmitglieder, seiner Schwester Helen die Rückkehr von der Wrangelinsel nach Los Angeles zu gestatten.

Die Wrangelinsel war der zentrale Standort für alle Schutzschilde der Welt – jenes magische Abwehrsystem, das vor ein-tausend Jahren zum Schutz der Erde vor bestimmten Dämonen eingerichtet worden war. Aber andererseits handelte es sich

um eine winzige Insel im Arktischen Ozean, tausende Kilometer von Los Angeles entfernt. Als die Ratsmitglieder den Kalten Frieden erlassen hatten, hatten sie Helen dorthin geschickt, offiziell, um sich dem Studium der Schutzschilde zu widmen. Aber jeder wusste, dass ihre Versetzung nichts anderes bedeutete als die Verbannung ins Exil.

Seitdem hatte man Helen einige wenige Heimreisen gestattet, einschließlich einer Reise nach Idris, wo sie und Aline Penhallow, die Tochter der Konsulin, geheiratet hatten. Doch selbst diese machtvollen Beziehungen hatten nicht zu einer Änderung ihrer Situation beitragen können. Und so schrieb Julian jedes Jahr einen Antrag. Der jedes Jahr aufs Neue abgelehnt wurde.

Diana räusperte sich und sagte mit sanfterer Stimme: »Jedes Jahr lehnen die Ratsmitglieder das Gesuch ab, weil sie glauben, dass Helens Loyalität möglicherweise den Feenwesen gilt. Welchen Eindruck würde es hinterlassen, wenn herauskäme, dass wir bei den Morden an den Feenwesen eigenmächtig und gegen den ausdrücklichen Befehl des Rats ermitteln? Wie sehr würde das die Chance auf Helens Freilassung wohl beeinträchtigen?«

»Julian würde wollen, dass ich ...«, setzte Emma an.

»Julian würde sich die Hand abhacken, wenn du das von ihm verlangst. Aber das bedeutet nicht, dass du das auch tun solltest.« Diana rieb sich die Schläfe, als hätte sie Kopfschmerzen. »Rache ersetzt keine Familie, Emma, und auch keinen Freund. Sie ist ein kalter Bettgenosse.« Sie ließ die Hand sinken, ging zum Fenster und warf Emma einen Blick über die Schulter zu. »Weißt du, warum ich diese Stelle hier am Institut angenommen habe? Und bitte erspar mir eine sarkastische Antwort.«

Emma senkte den Kopf. Der Boden bestand aus schachbrettartig angeordneten weißen und blauen Fliesen. Die weißen Platten waren mit Zeichnungen versehen: eine Rose, eine Burg, eine Kirchturmspitze, eine Engelsschwinge, ein Vogelschwarm.

»Weil du während des Dunklen Kriegs in Alicante warst«, sagte Emma mit leicht zittriger Stimme. »Du warst dabei, als Julian

seinen Vater tö... aufhalten musste. Du hast uns kämpfen sehen, und du hast uns für tapfer und mutig gehalten und wolltest uns helfen. Zumindest hast du das immer gesagt.«

»Als ich noch jung war, hatte ich jemanden an meiner Seite, der mir geholfen hat, die Person zu werden, die ich heute bin«, erzählte Diana. Emma spitzte die Ohren. Diana sprach nur selten über ihr früheres Leben. Die Wrayburns waren jahrhundertlang eine berühmte Schattenjägerfamilie gewesen, aber Diana bildete die letzte Generation. Sie erzählte so gut wie nie von ihrer Kindheit oder ihrer Familie. Es schien, als hätte ihr Leben erst begonnen, als sie die Waffenhandlung ihres Vaters in Alicante übernommen hatte. »Und ich wollte wiederum *dir* helfen, die Person zu werden, die *du* wirklich bist.«

»Und das wäre?«

»Die beste Schattenjägerin deiner Generation«, antwortete Diana. »Du trainierst und kämpfst wie niemand sonst. Und genau deshalb möchte ich nicht, dass du dein Potenzial vergeudest bei der Verfolgung eines Ziels, das deine Wunden nicht heilen wird.«

*Mein Potenzial vergeuden?* Diana wusste es einfach nicht, sie verstand es nicht. Von ihrer Familie war niemand im Dunklen Krieg gestorben. Und Emmas Eltern waren nicht im Kampf umgekommen – man hatte sie gefoltert, verstümmelt und ermordet. Möglicherweise hatten sie nach Emma geschrien, in jenen kurzen oder langen oder endlosen Momenten zwischen Leben und Tod.

Plötzlich klopfte jemand an der Bürotür und drückte sie auf. Dahinter kam Cristina zum Vorschein. Sie trug Jeans und einen Pullover, und ihre Wangen waren gerötet, als sei ihr die Unterbrechung peinlich. »Die Blackthorns«, setzte sie an. »Sie sind gerade angekommen.«

In diesem Moment vergaß Emma alles, was sie Diana hatte antworten wollen, und wirbelte zur Tür herum. »Was? Aber sie wollten doch erst morgen zurückkehren!«

Ratlos zuckte Cristina die Achseln. »Es könnte natürlich auch

eine völlig fremde riesige Familie sein, die sich gerade in die Eingangshalle teleportiert hat.«

Emma legte eine Hand auf ihre Brust. Cristina hatte recht. Jetzt spürte sie es auch: Der dumpfe Schmerz, der seit Julians Abreise in ihrem Brustkorb gesessen hatte, war plötzlich besser, aber zugleich auch schlimmer geworden – weniger schmerzhaft, eher wie Schmetterlinge, die aufgeregt unter ihrem Herzen flatterten.

Sofort stürmte sie aus dem Büro; ihre nackten Füße dröhnten über den glänzenden Parkettboden im Flur. Eilig sprang sie die Treppe hinunter, wobei sie immer zwei Stufen auf einmal nahm, und wirbelte auf dem Weg nach unten um die Treppenhilfen herum. Aus der Ferne hörte sie Stimmen und glaubte, Drus hohe, sanfte Stimme zu erkennen. Das Mädchen stellte eine Frage, die Livvy beantwortete.

Und dann erreichte Emma endlich den Treppenabsatz im ersten Geschoss, der einen Blick auf die Eingangshalle bot. Der große Raum war von unzähligen wirbelnden Farben, den Resten eines sich auflösenden Portals, taghell erleuchtet. Und in der Mitte warteten die Blackthorns: Julian, der die fünfzehnjährigen Zwillinge Livvy und Ty turmhoch überragte. Neben ihnen stand Drusilla und hielt Tavvy, den Jüngsten der Geschwister, an der Hand. Er schien im Stehen zu schlafen und hatte seinen kleinen Lockenkopf gegen Drus Arm gelehnt.

»Ihr seid wieder da!«, rief Emma aufgeregt.

Gleichzeitig schauten die Geschwister zu ihr hoch. Die Mitglieder der Familie Blackthorn waren einander unverkennbar ähnlich: Sie alle besaßen die gleichen dunkelbraunen Locken, deren Farbe an Bitterschokolade erinnerte, und blaugrüne Augen. Nur Ty fiel aus dem Rahmen – mit seinen grauen Augen, der schwächtigen Statur und den zerzausten schwarzen Haaren erweckte er den Eindruck, als entstammte er einem anderen Zweig der Familie.

Dru und Livvy lächelten Emma zu, und in Tys ernstem Kopfnicken erkannte sie einen Willkommensgruß, aber sie hatte nur

Augen für Julian. Sie spürte, wie die *Parabatai*-Rune auf ihrem Oberarm zu pochen begann, als er kurz zu ihr aufschaute.

Hastig flitzte Emma die Stufen hinunter. Julian beugte sich zu Dru, um ihr etwas zu sagen. Dann drehte er sich um und lief mit ein paar großen, schnellen Schritten auf Emma zu. Er füllte ihr gesamtes Sichtfeld aus: Sie sah nur ihn. Aber nicht nur den Julian, der gerade über den Marmorboden mit dem Engelsmotiv auf sie zukam, sondern auch den Julian, der ihr im Kampf die von ihm vorbereiteten und benannten Seraphklingen reichte. Den Julian, der im kalten Auto immer *ihr* die wärmende Decke überließ. Den Julian, der ihr in der Stadt der Stille gegenübergestanden hatte, als sie in einem Kreis aus weißen und goldenen Flammen ihr *Parabatai*-Gelübde abgelegt hatten.

Sie prallten in der Mitte der Eingangshalle aufeinander, und Emma schlang die Arme um ihn. »Jules«, stieß sie hervor, doch das Geräusch wurde von seiner Schulter gedämpft, als er sie umarmte. In Gedanken hörte Emma das Echo ihres *Parabatai*-Eids, während sie Julians vertrauten Geruch einatmete: Gewürznelken, Seife, Salz.

*Wo du hingehst, da gehe ich hin.*

Einen Moment lang drückte Julian sie so fest an sich, dass sie kaum Luft bekam. Dann gab er sie frei und trat einen Schritt zurück.

Emma verlor fast das Gleichgewicht. Sie hatte weder eine solch innige Umarmung erwartet noch damit gerechnet, dass er sie fast hastig wieder von sich schob.

Und Julian hatte sich auch irgendwie verändert. Aber Emma konnte nicht genau sagen, woran das lag.

»Ich dachte, ihr würdet erst morgen früh zurückkommen«, meinte sie und versuchte, Blickkontakt mit Julian aufzunehmen, damit er ihr Willkommenslächeln erwiderte. Doch er hielt die Augen fest auf seine Geschwister gerichtet, als würde er sie zählen, um sicherzugehen, dass auch alle mitgereist waren.

»Malcolm hat uns zu früh abgeholt«, sagte er über die Schulter. »Er ist plötzlich in Großtante Marjories Küche aufgetaucht,

noch im Schlafanzug. Anscheinend hatte er den Zeitunterschied vergessen. Die alte Dame hat fast das ganze Haus zusammengekreischt.«

Emma spürte, wie die Anspannung in ihrer Brust nachließ. Malcolm Fade, Oberster Hexenmeister von Los Angeles, war ein alter Freund der Familie Blackthorn, und sein exzentrisches Verhalten hatte Emma und Julian schon oft zum Lachen gebracht.

»Anschließend hat er uns aus Versehen nach London teleportiert statt hierher«, berichtete Livvy und trat auf Emma zu, um sie zu umarmen. »Und wir mussten uns einen anderen Hexenmeister suchen, damit dieser ein weiteres Portal ... Diana!«

Livvy löste sich von Emma und lief auf ihre Tutorin zu. Ein paar Minuten lang herrschte ein buntes, aber herzliches Durcheinander in der Eingangshalle, während sich die Blackthorns und Diana begrüßten und gegenseitig mit Fragen überhäuften. Tavy war aufgewacht, wanderte schläfrig umher und zupfte an den Ärmeln seiner Geschwister. Zärtlich fuhr Emma ihm durch die Haare.

*Dein Volk ist mein Volk.* Julians Familie war zu Emmas Familie geworden, als sie den *Parabatai*-Eid abgelegt hatten. In dieser Hinsicht ähnelte ihr Bund fast einer Ehe.

Emma schaute zu Julian. Er betrachtete seine Familie mit einem ernsten Ausdruck im Gesicht – fast so, als hätte er Emmas Anwesenheit vergessen. Und in diesem Moment schien ihr Verstand plötzlich zu erwachen und festzustellen, was genau sich an Julian verändert hatte.

Julian hatte immer einen praktischen Kurzhaarschnitt gehabt, aber offenbar hatte er das Haareschneiden in England vergessen: Sein dichtes, volles Haar kräuselte sich zu den typischen Blackthorn-Locken und reichte ihm bis über die Ohren. Seine Haut war von der Sonne gebräunt, und obwohl Emma seine Augenfarbe genau kannte, kam sie ihr jetzt intensiver und zugleich dunkler vor, wie das leuchtende Blaugrün des Ozeans in einem Kilometer Tiefe. Auch seine Gesichtsform hatte sich verändert. Er wirkte erwachsener; das Kindliche war klareren Konturen ge-



wichen, mit einer kantigen Kieferpartie und einem ausgeprägten Kinn – ein Echo seines geschwungenen Schlüsselbeins, das unter dem Kragen seines T-Shirts zum Vorschein kam.

Emma wandte den Blick ab. Zu ihrer Überraschung schlug ihr Herz wie wild, als sei sie nervös. Mit roten Wangen beugte sie sich zu Tavvy hinunter und umarmte ihn. »Dir fehlt ja ein Zahn«, sagte sie, als er sie angrinste. »Wie nachlässig von dir.«

»Dru hat mir erzählt, dass die Feenwesen nachts kommen und einem die Zähne stehlen, während man schläft«, berichtete Tavvy.

»Das hat sie gesagt, weil ich ihr das so erzählt habe«, erwiderte Emma und richtete sich auf. Plötzlich spürte sie eine leichte Berührung an ihrem Arm.

Julian. Mit der Fingerspitze schrieb er Buchstaben auf ihre Haut, eine Kommunikationsmethode, die Emma und er in ihrer Kindheit entwickelt und seitdem beibehalten hatten – wenn sie sich beispielsweise in einer langweiligen Unterrichtsstunde oder in Anwesenheit von Erwachsenen wortlos unterhalten wollten. *A-L-L-E-S-I-N-O-R-D-N-U-N-G?*

Emma nickte. Julian betrachtete sie mit leicht besorgter Miene, was eine Erleichterung war. Denn es fühlte sich vertraut an. Sah er wirklich so anders aus? Er war nicht mehr so dünn wie früher und hatte deutlich mehr Muskeln entwickelt – jene schlanke, asketisch attraktive Sorte von Muskeln, die Emma immer an Langstreckenschwimmern bewundert hatte. Doch an seinem Handgelenk baumelte noch immer das Lederarmband mit dem bunten Meerglas, und seine Hände waren mit Farbe gesprenkelt. Er war noch immer Julian.

»Ihr seid alle so braun gebrannt«, staunte Diana. »Wieso seid ihr alle so braun? Ich dachte immer, in England würde es ständig regnen!«

»Ich bin nicht braun gebrannt«, erwiderte Tiberius sachlich – was auch stimmte. Tiberius verabscheute die Sonne. Wenn die ganze Familie hinunter zum Strand ging, fand man ihn in der Regel unter einem riesigen Schirm, in einen Krimi vertieft.

»Großtante Marjorie hat uns gezwungen, den ganzen Tag draußen zu trainieren«, erklärte Livvy. »Na ja, bis auf Tavy. Den hat sie im Haus behalten und mit Brombeergelee gefüttert.«

»Tiberius hat sich versteckt«, berichtete Drusilla. »In einer Scheune.«

»Das war kein Verstecken, sondern ein strategischer Rückzug«, widersprach Ty.

»Du hast dich versteckt«, beharrte Dru, einen finsternen Ausdruck auf ihrem rundlichen Gesicht. Ihre Zöpfe standen wie bei Pippi Langstrumpf seitlich von ihrem Kopf ab, und Emma zupfte zärtlich daran.

»Hör auf, dich mit deinem Bruder zu streiten«, sagte Julian und wandte sich anschließend an Ty. »Und du sollst dich nicht mit deiner Schwester zanken. Ihr seid beide müde.«

»Was hat Müdigkeit mit Streiten zu tun?«, fragte Ty.

»Julian meint damit, dass ihr eigentlich längst im Bett liegen solltet«, erklärte Diana.

»Aber es ist doch erst acht Uhr«, protestierte Emma. »Sie sind doch gerade erst angekommen!«

Diana zeigte stumm auf Tavy. Der Kleine hatte sich auf dem Boden zusammengerollt und schlief im Lichtkegel einer Lampe, genau wie eine Katze. »In England ist es schon sehr viel später als hier.«

Livvy ging zu Tavy und hob ihn behutsam auf die Arme. Sein Kopf rollte gegen ihre Schulter. »Ich bring ihn ins Bett.«

Julian wechselte einen kurzen Blick mit Diana. »Danke, Livvy«, sagte er. »Ich werde Onkel Arthur schnell Bescheid geben, dass wir wieder zu Hause sind.« Er schaute sich um und seufzte. »Um das Gepäck kümmern wir uns morgen. Und jetzt alle ab ins Bett.«

Livvy brummelte irgendetwas, aber Emma hörte gar nicht zu. Sie war verwirrt, mehr als nur verwirrt. Obwohl Julian auf ihre SMS und Anrufe immer nur knapp und neutral reagiert hatte, war sie nicht auf einen Julian vorbereitet, der anders aussah, der sich verändert hatte. Sie wollte, dass er sie so anschaute, wie er

sie immer angeschaut hatte, mit diesem besonderen Lächeln, das nur ihr vorbehalten schien.

Diana wünschte allen eine gute Nacht und nahm ihre Schlüssel und ihre Handtasche, wodurch die Geschwister einen Moment abgelenkt wurden. Emma ergriff die Gelegenheit beim Schopf und zeichnete mit ihrem Finger schnell ein paar Buchstaben auf Julians Haut:

*I-C-H-M-U-S-S-M-I-T-D-I-R-R-E-D-E-N.*

Ohne sie anzuschauen, ließ Julian die eigene Hand sinken und schrieb auf Emmas Unterarm. *W-O-R-Ü-B-E-R?*

Die Eingangstür öffnete und schloss sich hinter Diana, wodurch ein kalter Windstoß hereinfegte, der Regen mit sich brachte. Wassertropfen spritzten Emma auf die Wange, als sie sich Julian zuwandte. »Es ist wichtig«, raunte sie. Sie fragte sich, ob Julian ihrer Stimme die Verwunderung anhören konnte. Nie zuvor hatte sie ihm gegenüber betonen müssen, dass eine Sache wichtig war. Wenn sie ihm mitteilte, dass sie reden mussten, dann wusste er, dass sie es ernst meinte. »Komm ...« Sie senkte die Stimme. »Komm in mein Zimmer, wenn du Arthur informiert hast.«

Julian zögerte einen Sekundenbruchteil; das Meerglas an seinem Lederarmband klimperte, als er sich eine Haarsträhne aus der Stirn wischte. Livvy trug Tavyv bereits die Treppe hinauf, die anderen Blackthorns im Schlepptau. Emma spürte, wie ihre Verärgerung abebbte und sich in ein schlechtes Gewissen verwandelte. Jules war natürlich erschöpft. Das war schon alles.

»Falls du nicht zu müde bist«, fügte sie hinzu.

Er schüttelte den Kopf. Seine Miene war undurchdringlich – dabei war Emma immer in der Lage gewesen, in seinem Gesicht zu lesen. »Ich komme gleich«, sagte er und legte ihr eine Hand auf die Schulter. Eine leichte, beiläufige Geste, als wären sie nicht zwei Monate voneinander getrennt gewesen. »Schön, dich wiederzusehen«, sagte er und folgte dann Livvy die Treppe hinauf.

Natürlich musste er zuerst Onkel Arthur Bescheid geben, dachte Emma. Irgendjemand musste ihren exzentrischen Vor-

mund ja darüber informieren, dass die Blackthorns wieder zu Hause waren. Und natürlich war Julian müde. Und natürlich kam er ihr verändert vor – das war ganz normal, wenn man jemanden eine Weile nicht gesehen hatte. Manchmal dauerte es ein oder zwei Tage, bis alles wieder beim Alten war: Vertraut. Untrennbar. Sicher.

Emma legte eine Hand auf ihre Brust. Obwohl der Schmerz, den sie während Julians Abwesenheit gespürt hatte – dieses Ziehen wie von einem überdehnten Gummiband, das sie absolut gehasst hatte –, verschwunden war, spürte sie jetzt einen neuen, seltsamen Schmerz in der Nähe ihres Herzens.



*Kein Mondstrahl erblinkt,  
der mir Träume nicht bringt*

Der Dachboden des Instituts lag im Halbdunkel. Zwar verfügte der Raum über zwei Gaubenfenster, aber als Onkel Arthur hier mit seinen Büchern und Unterlagen eingezogen war, hatte er deren Scheiben mit Butterbrotpapier überklebt – aus Sorge, dass das grelle Sonnenlicht seinen empfindlichen Studienobjekten Schaden zufügen könnte.

Arthur und Julians Vater, Andrew, waren bei einem Vater aufgewachsen, der von der Antike regelrecht besessen gewesen war und sie mit Altgriechisch und Latein und mit den Heldensagen, der Mythologie und Geschichte Griechenlands und Roms vertraut gemacht hatte.

Auch Julian hatte die Heldengedichte schon früh gehört – von der *Ilias*, der *Odyssee* und der *Aeneis* bis zu den Argonauten. Er kannte die Sagen von Männern und Monstern, Göttern und Helden. Doch während sein Vater Andrew nur eine gewisse Vorliebe für die Antike erbte (die zugegebenermaßen dazu geführt hatte, dass er seine Kinder nach Kaisern und Königinnen benannte – Julian war seiner Mutter noch immer dankbar, dass er den Namen Julian erhalten hatte und nicht Julius, wie es der Wunsch seines Vaters gewesen war), hatte Arthur eine regelrechte Manie für diese Epoche entwickelt.

Bei seiner Ankunft aus England hatte Arthur hunderte von Büchern mitgebracht, zu denen sich im Laufe der Jahre weitere Hunderte dazugesellt hatten. Sie füllten den Dachboden bis in den letzten Winkel und waren nach einem System sortiert, das nur Arthur verstand: Sophokles' Tragödie *Antigone* lehnte ne-

ben Thukydides' Werk *Der Peloponnesische Krieg*; überall lagen Monografien herum; manche Bücher besaßen keinen Einband mehr, und Arthur hatte die herausgetrennten einzelnen Seiten sorgfältig auf mehrere Tische verteilt. Insgesamt standen bestimmt sechs oder mehr Tische im Raum: Sobald ein Tisch unter Dokumenten, antiken Tonscherben und Statuen zusammenzubrechen drohte, kaufte Arthur einfach einen neuen.

Julian sah, dass sein Onkel nun an einem Tisch am westlichen Ende des Raums saß, neben einem der Dachfenster. Durch einen Riss im Butterbrotpapier konnte er das Blau des Ozeans erkennen. Arthur hatte die Ärmel seines alten Pullovers hochgekrempt; seine Füße, die unter dem zerfransten Saum einer hellbraunen Stoffhose hervorschauten, steckten in zerschlossenen Pantoffeln. An der Wand lehnte sein Gehstock, den er nur selten nutzte.

»Achill besaß eine Phorminx mit einer silbernen Querstange«, murmelte er. »Herkules wurde im Spiel der Kithara unterrichtet. Beide Instrumente sind mit dem Begriff ›Lyra‹ übersetzt, aber handelt es sich auch um das gleiche Instrument? Und wenn dem so ist, warum wurden dann zwei unterschiedliche Begriffe für ihre Beschreibung verwendet?«

»Hallo, Onkel Arthur«, sagte Julian und hob das Tablett hoch, das er in den Händen hielt. Er hatte für seinen Onkel ein schnelles Abendessen zubereitet. »Wir sind wieder zu Hause.«

Arthur drehte sich langsam um, wie ein alter Hund, der misstrauisch den Kopf in Richtung eines Rufers wandte. »Andrew, schön, dich zu sehen«, sagte er. »Ich habe gerade über die griechischen Liebesideale nachgedacht. Da wäre zunächst Agape, die höchste Form der Liebe, die Liebe, die Götter empfinden. Dann Eros, die romantische Liebe. Und Philia, die Liebe unter Freunden. Und Storge, die Liebe innerhalb der Familie. Was meinst du, welche Form der Liebe *Parabatai* empfinden? Eher etwas wie Philia oder doch wie Agape – da Eros natürlich verboten ist? Und wenn dem so ist, sind wir als Nephilim dann mit einer Fähigkeit ausgestattet, die Irdische niemals verstehen kön-

nen? Und wenn dem so ist, woher wussten die alten Griechen dann davon? Ein Paradox, Andrew ...«

Julian holte tief Luft. Die Art der Liebe, die *Parabatai* füreinander empfanden, war so ziemlich das Letzte, worüber er reden wollte. Und er wollte auch nicht beim Namen seines verstorbenen Vaters gerufen werden. Inständig wünschte er sich woanders hin, an irgendeinen anderen Ort. Trotzdem trat er einen Schritt ins Licht, damit sein Onkel sein Gesicht sehen konnte. »Ich bin's, Julian. Ich sagte, wir sind wieder zu Hause. Wir alle. Tavy, Dru, die Zwillinge ...«

Arthur starrte ihn aus seinen blaugrünen Augen verständnislos an, und Julian sank der Mut. Er hatte nicht hier heraufkommen wollen. Am liebsten wäre er mit Emma auf ihr Zimmer gegangen. Aber die letzte Flammenbotschaft, die Diana ihm geschickt hatte, hatte ihm klargemacht, dass er Arthur nach seiner Ankunft sofort aufsuchen musste.

Es war immer seine Aufgabe gewesen. Und daran würde sich auch nichts ändern.

Vorsichtig stellte er das Tablett auf den Tisch, ohne die sorgfältige Anordnung der Unterlagen durcheinanderzubringen. Sein Blick fiel auf einen Stapel Briefe und hastig gekritzelte Patrouillennotizen neben Arthurs Ellbogen. Der Stapel war zwar nicht riesig, aber auch nicht so klein, wie Julian gehofft hatte. »Ich hab dir Abendessen gemacht«, sagte er.

Arthur musterte das Tablett, als handelte es sich um ein kaum erkennbares Objekt in dichtem Nebel, und runzelte die Augenbrauen. Julian hatte in der Küche eine Schüssel Suppe aufgewärmt, die jetzt in der kalten Luft des Dachbodens schnell abkühlte. Außerdem hatte er Besteck in eine Serviette gewickelt und einen Korb mit Brot dazugestellt, obwohl er wusste, dass das Essen am nächsten Morgen, wenn er das Tablett wieder abholte, kaum berührt sein würde.

»Meinst du, das ist ein Hinweis?«, fragte Onkel Arthur.

»Was soll ein Hinweis sein?«

»Die Kithara und die Phorminx. Sie passen ins Muster, aber

das Muster ist so groß ...« Seufzend lehnte Onkel Arthur sich zurück und starrte an die Wand vor seiner Nase, an der hunderte krakelig beschriftete Zettel mit Klebestreifen und Stecknadeln befestigt waren. »Das Leben ist kurz, aber das Erlangen von Weisheit erfordert Zeit«, flüsterte er.

»So kurz ist das Leben nun auch wieder nicht«, erwiderte Julian. »Oder zumindest nicht notwendigerweise.« Zwar waren seine Eltern nicht gerade alt geworden, genau wie viele andere Schattenjäger, aber was sollte Arthur schon zustoßen? Hier oben auf seinem abgeschiedenen Dachboden? Wahrscheinlich würde er sie alle überleben.

Julian musste an Emma denken, an die Risiken, die sie einging, an die Narben auf ihrem Körper, die er beim Schwimmen oder beim Training sehen konnte. In ihr brannte dieses Feuer; in ihren Adern rauschte das Blut jener Schattenjäger, die über Generationen hinweg ihr Leben riskiert hatten und die von einer Mischung aus Adrenalin und Kampflust lebten. Doch Julian verdrängte die Vorstellung, dass Emma wie ihre Eltern eines Tages sterben würde – diesen Gedanken konnte er einfach nicht ertragen.

»Kein Mensch unter diesem Firmament lebt zweimal«, murmelte Arthur. Vermutlich ein Zitat, überlegte Julian. Sein Onkel zitierte ständig aus irgendeinem Buch. Arthur starrte wieder auf seinen Tisch und schien in seinen Gedanken verloren. Julian erinnerte sich daran, wie er vor Jahren die Treppe hinaufgestiegen war und den Dachboden mit Arthurs blutigen Handabdrücken übersät vorgefunden hatte. An jenem Abend hatte er sich zum ersten Mal hilfesuchend an Malcolm Fade gewandt.

»Wenn ich sonst nichts mehr für dich tun kann, Onkel Arthur ...«, setzte Julian an.

Arthur hob ruckartig den Kopf. Einen Moment lang wirkten seine Augen klar und fokussiert. »Du bist ein guter Junge«, sagte er, den Blick auf Julian geheftet. »Aber das wird dir letztendlich auch nichts nützen.«

Julian erstarrte. »Was?«



Doch Arthur hatte sich wieder seinen Büchern zugewandt.

Julian drehte sich um und stieg die Treppe hinunter. Die Stufen knarrten wie immer unter seinem Gewicht. Das Institut in Los Angeles war nicht besonders alt und ganz bestimmt nicht so alt wie viele andere Institute, aber der Dachboden hatte etwas Seltsames an sich – eine uralte, staubige und vom restlichen Gebäude vollkommen isolierte Atmosphäre.

Als Julian den Fuß der Treppe erreichte, streckte er die Hand nach dem Türgriff aus und stellte fest, dass seine Finger zitterten. Einen Moment lang lehnte er sich an die Wand, in der Dämmerung und Stille.

Stille war etwas, in dessen Genuss er nur selten kam – es sei denn, er ging zu Bett. Ansonsten war er den ganzen Tag vom ständigen Geplapper seiner Geschwister umgeben, die immer irgendetwas von ihm wollten oder seine Hilfe brauchten.

Seine Gedanken wanderten zu seinem Aufenthalt in England zurück, und er dachte an das leise Summen der Bienen im Garten, an die Stille unter den Bäumen. Die ganze Umgebung war eine Mischung aus grünen und blauen Schattierungen, so vollkommen anders als die Wüste mit ihren vertrockneten Braun- und verdorrten Goldtönen. Eigentlich hatte er Emma nicht verlassen wollen, aber zugleich hatte er gehofft, dass ihm das Linderung verschaffen würde. Wie ein Süchtiger, der versuchte, vor der Quelle seiner Sucht zu fliehen.

Jetzt reichte es, ermahnte er sich. Es gab nun mal Dinge, bei denen jedes Grübeln sinnlos war. Die Dunkelheit und die Schatten, dort, wo die Geheimnisse existierten – das war der Ort, an dem Julian überlebte. Nur auf diese Weise hatte er all die Jahre überstanden.

Entschlossen holte er tief Luft und trat hinaus in den Flur.

*Emma stand am Meer. Weit und breit war niemand zu sehen; der Strand war menschenleer. Riesige Sandflächen erstreckten sich in beide Richtungen; Glimmerpartikel im Sand schimmerten matt unter einer wolkenverhangenen Sonne.*

*Der Ozean lag direkt vor ihr, so wunderschön und gefährlich wie die Kreaturen, die in seiner Tiefe lebten: weiße Haie mit ihren rauen, hellen Flanken; Schwertwale mit ihren schwarz-weißen, an edwardianische Gartenmöbel erinnernden Zeichnungen. Emma betrachtete den Ozean und spürte das, was sie immer spürte: eine Mischung aus Sehnsucht und Angst, das Verlangen, sich in die grünen Fluten zu stürzen – ein Verlangen so stark wie der Wunsch, zu schnell zu fahren, aus zu großer Höhe zu springen, sich unbewaffnet in einen Kampf zu stürzen.*

Thanatos, hätte Arthur es genannt. Todesehnsucht.

*Das Meer stieß einen lauten Schrei aus, wie von einem Tier, und zog sich dann zurück. Das Wasser strömte von Emma fort, ließ nur zappelnde Fische, Algenhaufen, Schiffswracks und das Geröll des Meeresbodens zurück. Emma wusste, dass sie davonlaufen sollte. Doch sie stand wie gelähmt da, während sich die Fluten zu einer gewaltigen gläsernen Wand auftürmten – Emma sah hilflose Delfine und zappelnde Haie in den brodelnden Wogen. Sie schrie auf und fiel auf die Knie, als sie die Leichen ihrer Eltern entdeckte, gefangen im ansteigenden Wasser wie in einem gläsernen Sarg: ihre Mutter schlaff, mit zuckenden Gliedern, während ihr Vater eine Hand in Emmas Richtung ausstreckte, durch die schäumenden, brodelnden Wellen hindurch ...*

Ruckartig setzte Emma sich auf und griff nach ihrem Schwert, das immer auf ihrem Nachttisch lag. Doch ihre Hand rutschte ab, und Cortana fiel klirrend zu Boden. Emma tastete nach der Nachttischlampe und schaltete sie ein.

Warmes gelbliches Licht erfüllte den Raum. Blinzeln schaute Emma sich um. Sie war in ihrem Pyjama auf ihrem Bett eingeschlafen.

Müde schwang sie die Beine über die Bettkante und rieb sich die Augen. Sie hatte sich nur kurz auf ihr Bett legen wollen, um auf Jules zu warten.

Die Türen ihres Schrankes standen weit offen, denn sie hatte Julian die neuen Fotos zeigen wollen, ihm alles erzählen und seine Stimme hören wollen: beruhigend, vertraut, liebevoll. Sie

hatte gehofft, er würde ihr helfen herauszufinden, was sie als Nächstes unternehmen sollte.

Doch Julian war nicht aufgetaucht.

Emma stand auf und schnappte sich einen Pullover von einer Stuhllehne. Ein rascher Blick auf den Wecker auf ihrem Nachttisch verriet ihr, dass es fast drei Uhr morgens war. Sie zog eine Grimasse, schlüpfte aus ihrem Zimmer und huschte durch das Gebäude.

Der Gang mit den Zimmern der Blackthorn-Geschwister lag dunkel und still vor ihr. Die Tatsache, dass unter keiner der Türen ein Lichtstreifen hervordrang, zeigte, dass außer ihr niemand wach war. Emma lief zu Julians Zimmer, drückte die Tür auf und schlüpfte hinein.

Eigentlich hatte sie halb damit gerechnet, dass er nicht da wäre. Sie hatte gedacht, dass er vielleicht in seinem Atelier sei – bestimmt hatte er seine Pinsel und Farben schrecklich vermisst. Doch Julian lag auf dem Bett und schlief fest.

Im Raum war es weniger dunkel als im Flur: Das Fenster ging auf die Berge hinaus, über denen der Mond leuchtete, und sein heller Schein tauchte das gesamte Zimmer in silbernes Licht. Julians Locken zeichneten sich dunkel auf dem Kopfkissen ab; seine dunklen, tiefschwarz schimmernden Wimpern lagen auf seinen Wangenknochen, fein und weich wie Rußpartikel.

Er hatte einen Arm über den Kopf gestreckt, wodurch sein T-Shirt hochgerutscht war. Hastig wandte Emma den Blick von der nackten Haut unter dem Saum des Shirts ab und setzte sich auf das Bett.

»Julian«, sagte sie leise und berührte ihn an der Schulter.  
»Jules.«

Julian bewegte sich und öffnete träge die Augen. Im Mondlicht wirkten sie silbergrau, wie Tys Augen.

»Emma«, murmelte er mit schläfrig-heiserer Stimme.

*Ich dachte, du wolltest zu mir kommen*, wollte Emma sagen, brachte die Worte aber nicht hervor. Julian sah so müde aus, dass ihr Herz schmolz. Sie streckte eine Hand aus, um ihm die

